Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine

Band: 3 (1921)

Heft: 14

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fortschritt und Fraueninteressen

Erscheint jeden Samstag.

Abonnementspreis: Für die Schweiz: Jährlich Fr. 5.40, halbjährlich Fr. 4.40, vierteljährlich Fr. 2.20. Bei der Post bestellt 20 Cts. mehr. Für das Ausland wird das Porto zu obigen Preisen zugerechnet / Einzelnummer kostet 20 Cts.

Redaktion: Frau Elisabeth Thommen, Peltkanstraße 15, Zürich. Telephon Selnau 78.66
Verlag und Expedition: Schweizer Frauenblatt A.-G., Aarau, Bahnhofstraße No. 1814.
Telephon 61. Postcheck-Konto VI/1441.

Insertionspreise: Für die Schweiz: Die einspaltige Nonpareillezeile 50 Cts. Für das Ausland 75 Cts. Reklamen per Zeile Fr. 2.50. Chiffregebühr 50 Cts. Keine Verbindlichkeit für Plazierungsvorschriften der Inserate. Inseratenschluß: Donnerstag Mittag.

Alleinige Annoncen-Annahme: Orell Füßli-Annoncen Zürich, Bahnhofstraße 61 und deren Filialen in: Aarau, Basel, Bern, Chur, Luzern, St. Gallen, Solothurn, Genf, Lausanne, Neuchâtel etc

Nr. 14 — Aarau, 2. April 1921 — III. Jahrgang

Brief aus Ungarn.

Budapest, Ende März.

„Amerika, du hast es besser," fühlte man sich versucht dieser Tage zu sagen, als unsere Nationalversammlung den Gesetzesentwurf über Getränkausschankkonzessionen beriet. In Amerika galt der Kampf dem Alkohol, und seine Gegner gewannen den Sieg. Im Ungarischen Nationalrat handelte es sich bei diesem Gesetze nur um den Profit des Fiskus und um Parteiinteressen. Die Herren sprachen nur für ihre Wähler, was man ungarisch „haza beszelni", das heißt „nachhause reden" nennt. An das Wohl des Volkes dachte dabei kein Mensch, und selbst unser einziger weibliche Abgeordnete, Fräulein Schlachta, wagte nicht — die Ansichten der Herren kennend — mit bedeutungsvolleren Reformvorschlägen hervorzutreten. Sie verlangte:

1. Daß man Männern unter zwanzig Jahren und Frauen keinen Branntwein verabreiche. (Was, da bei uns auf dem Lande fast jeder selbständige Landwirt auch Branntwein erzeugt, und auch in diesem Gesetz „der kleine Kessel" — das heißt das Brennen von Branntwein für eigenen Gebrauch — gestattet ist, herzlich wenig bedeutet.)

2. Daß man Frauen in den Branntweinschänken nicht beschäftige.

3. Daß an Kirchweihfesttagen der Ausschank von Branntwein verboten werde.

So bescheiden diese Wünsche sind, sie wurden vom Nationalrat abgelehnt. Der vierte Antrag Fräulein Schlachtas: „Man möge den Municipalausschüssen das Recht geben, in ihren eigenen Wirkungskreisen das Alkoholverbot zu erlassen oder aufzuheben" — wurde von der Antragstellerin selbst zurückgezogen, weil der Finanzminister, Herr Dr. Roland von Hegedüs, sie darum ersuchte, da seiner Meinung nach diese Modifikation viel Arbeit gäbe, die Verwaltungskosten vermehrte, und eine wirksame Kontrolle des Gesetzesvollzuges trotzdem nicht möglich wäre.

So ging der ganze Gesetzesentwurf glatt durch. Der Alkoholverbrauch wird dem Fiskus ein paar Millionen mehr einbringen, und in den Wirtshäusern werden an Stelle der derzeitigen Pächter andere Leute, die verläßlichen Parteifreunde, das Nasi ausschenken, das die Ursache von Not, Verelendung und Verdummung der Massen ist.

Erfreuender als diese gesetzgeberische Arbeit der Nationalversammlung, ist das Bestreben jener Frauen, die frei von Parteienhaß, sich bestreben, den Frauen des intelligenten Mittelstandes zu helfen und sie für den wirtschaftlichen Kampf zu kräftigen. Denn an der wahnsinnigen Teuerung scheitert die größte Sparsamkeit und das bedeutendste Hausfrauentalent. Um dies einigermaßen verständlich zu machen, mögen hier einige Zahlen reden:

		1914			1921		
1 Kilo	Rindfleisch	Kronen	1.30 bis	1.60	Kronen	110 bis	130
1 „	Schweinefleisch	„	1.20 „	1.80	„	120 „	140
1 „	Schweinefett	„	1.40 „	1.80	„	120 „	160
1 „	Mehl	„	0.32 „	0.40	„	24 „	42
1 „	Butter	„	3.60 „	4.00	„	240 „	300
1 „	Kartoffeln	„	0.06 „	0.10	„	4 „	6
1 Ei		„	0.06 „	0.10	„	3 „	6

Noch viel trauriger ist der Vergleich der Preise der Bekleidungs- und Haushaltungsgegenstände, der Möbel und Wäsche. Sie sind, wie die Sterne am Himmel, für diese Familien unerreichbar geworden. Auch hier mögen einige Zahlen reden.

		1914			1921		
1 Paar	Strümpfe	Kronen	1.— bis	3.—	200 bis	1000
1 „	Handschuhe	„	0.60 „	5.—	200 „	600
1 „	Schuhe	„	12.— „	40.—	1600 „	3000
1 Anzug		„	50.— „	200.—	5000 „	20000
1 Hemd		„	2.— „	12.—	500 „	1500

Stellen sich nun die Lebensmittel in Schweizer Franken umgerechnet wohl etwas billiger als in der Schweiz, so muß man bedenken, daß das Einkommen der Staats- und Stadtbeamten monatlich von 1000 bis höchstens 4000 Kronen, das der Bank- und Privatbeamten 1500 bis höchstens 10,000 Kronen beträgt, daß die Pensionisten eine lächerlich geringe Summe erhalten, und man wird einsehen, daß diese Beträge in gar keinem Verhältnis zu den Kaufpreisen stehen.

So ist es leicht zu verstehen, daß diese Frauen ihren Stolz unterdrücken und sich bei der Verteilung milder Gaben melden. Zurzeit teilt der Feministenverein unter den Müttern Lebensmittelpakete aus, gibt werdenden Müttern kleine Babytrousseaux (für diese Frauen sonst unerreichbar, da eine Windel 100, ein Hemdchen 250 Kronen kostet) und gab einigen Kinderspitälern und Entbindungsanstalten Arzneien, Kissen und chirurgische Instrumente. Die Mittel zu dieser Aktion bekam der Verein durch Vermittlung der Frau Gabrielle Duchêne in Paris, vom „Comité de Secours aux enfants", das 180,000 schickte, und von einigen größeren Aktiengesellschaften hier, die etwa 100,000 Kronen schenkten.

Auf dem Wege praktischer Selbsthilfe versucht der zur Sozialen Missionsgesellschaft gehörende Mädchenklub zu helfen. Frau Dénes Deak-Horwath, eine geborene Comtesse Szécsényi, eröffnete vor einigen Wochen einen Damenkleider-Nähkurs mit Geschäftsstelle. Und Elise Hlavats, eine junge Studentin der Kunstgewerbeschule, die auch das Hutmachen erlernte, hat einen Damenhutsalon errichtet. In beiden arbeiten nur Studentinnen in ihrer freien Zeit und erwerben dabei die Geldmittel zu ihrem Studium.

Sehr groß ist auch der Zudrang der jungen Mädchen des intelligenten Mittelstandes zum landwirtschaftlichen und Gärtnerberuf geworden. Die seit etwa zwanzig Jahren bestehende staatliche Lehranstalt für Gartenbau in Budapest (auf der Südseite des Blocksberges herrlich gelegen) hat vor einigen Jahren auch weiblichen Schülern ihre Tore geöffnet, und die Mädchen machen von dieser Einrichtung reichlich Gebrauch. Auch die Schule, die eine Gutsbesitzerin, Frau Bathory, auf ihrem Gute bei Budapest errichtete, hat solchen Zuspruch, daß zahlreiche Bewerberinnen wegen Raummangel abgewiesen werden müssen. Auch die übrigen, seit Jahren bestehenden Gartenbau- und landwirtschaftliche Schulen sind gut besucht; die staatliche Schule zur Ausbildung landwirtschaftlicher Lehrerinnen in Kecskemet hat Mühe, genügende Lehrkräfte auszubilden, während die staatliche Schule für Landwirtetöchter in Putnok in dem von den Tschechen besetzten Gebiete liegt und vom Mutterlande leider abgeschnitten ist.

Auch die „Rhetorische Schule" der Sozialen Missionsgesellschaft, die den Zweck hat, gute Rednerinnen heranzubilden, stellte sich in den Dienst der wirtschaftlichen Ausbildung der Frau. Sie schrieb einen Preis für die beste Rednerin aus über die Themata: 1. Die Frau und das Kind im Fabrikwesen; 2. Haushaltungen in Budapest, und: Wie ist es möglich, Erwerb und Haushaltung so zu vereinen, daß die Lebensführung bei dem knappen Einkommen des Mannes und der herrschenden Teuerung verbessert werde?

Unter dem Einflusse dieser Nachkriegsschmerzen stehen auch die Beziehungen der Geschlechter zueinander. Die Frauen sind offenbar nicht mehr imstande, das stille Heldentum des Duldens so zu ertragen, wie ihre Mütter es ertragen haben. Die vom Krieg heimgekehrten Männer können sich in den engen Verhältnissen und unter den Widerwärtigkeiten des Lebens nicht zurecht finden. Dazu kommt, daß Schmalhans als Küchenmeister die Gemüter der ehstrohen Ungarn nicht versöhnlicher macht, und daß in den Familien Zank und Streit an der Tagesordnung sind, die die Eheleute einander entfremden. So haben die Richter alle Hände voll zu tun, um die Ehen zu trennen, die der Priester gesegnet hat. Nicht weniger als 29,871 Ehescheidungsgesuche wurden im vorigen Jahre eingereicht, von denen bisher nur 3100 erledigt wurden. Die übrigen Akten liegen noch unerledigt, und die Eheleute, von denen mehr als zwanzig Prozent nicht einmal ein Jahr verheiratet waren, warten ungeduldig auf die sie trennende Ehescheidung. Und inzwischen wächst die Flut der Akten, die mehr Dinge enthalten, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt. . . .

Malvy Fuchs.

Eine Frau in der Mandatskommission des Völkerbundes.

Daß in einem wirklichen, richtigen Völkerbund auch Frauen mitraten und mithelfen sollen, scheint eifrigen Leserinnen des Frauenblattes eine Selbstverständlichkeit zu sein. Und doch müssen wir es, wenn auch etwas verspätet, als eine außerordentlich freudige Nachricht begrüßen, daß in Paris eine Frau in jene Kommission des Völkerbundes gewählt wurde, welche die Aufsicht, das Mandat über verschiedene kleinere, teilweise noch recht wenig entwickelte Staaten ausübt. Die Gewählte ist Frau Wickfell, eine Schwedin, die der Völkerbundsversammlung in Genf als stellvertretende Delegiertin beiwohnte. Die Wahl einer Frau in diese Kommission ist ganz besonders deshalb begrüßenswert, weil eine Frau ohne Zweifel Rechte und Wünsche der Frauen jener Länder besser wahren und verstehen wird, als das von einer ausschließlichen Männerkommission geschehen könnte. Erziehung, Schulbildung des weiblichen Geschlechtes, Schutz der Kinder, Prostitution — das alles sind Fragen, bei denen Wort und Tat einer klugen Frau Wichtiges vollbringen können. Diese Erkenntnis vor allem hat die internationalen Frauenvereine veranlaßt, ihren ganzen Einfluß auf den Völkerbund aufzuwenden, um eine Frau in diese Mandatskommission hineinzubringen. Eingaben der Frauenliga für Friede und Freiheit, der Liga für Frauenstimmrecht, an Sekretariat und Rat des Völkerbundes, Bearbeitung von einzelnen Mitgliedern bezeiteten den Wunsch vor; auch der schweizerische Verband für Frauenstimmrecht hat die Bemühungen unterstützt, indem er an den Bundesrat ein Schreiben richtete . . . doch sassen wir der Redaktorin des „Mouvement Féministe" noch kurz das Wort.. Sie schreibt:

„Von unserm speziell schweizerischen Frauenstandpunkt aus war diese Korrespondenz außerordentlich lehrreich. Vor allem waren wir verblüfft über die vorbildliche Korrektheit und Höflichkeit des Völkerbundsrates, wie des Sekretariates. Denn unsere eigenen Behörden haben uns mit derlei Rücksichten nicht allzu sehr verwöhnt! Empfangsbescheinigung des Sekretariates, dann offizieller Brief des Vorstehers der Mandatskommission, die uns die Ernennung von Frau Wickfell anzeigte, Empfangsbescheinigungen, oft in Form von persönlichen Briefen, von mehreren Mitgliedern des Rates, von denen zwei, Herr Quinones da Leon (Spanien) und M. Wellington-Koo (China) sich für unser Begehren aussprachen. Dann endlich, nach einem Monat, als alles bereits in schönster Ordnung war, flog uns doch noch ein langer Brief des Bundesrates zu, der uns gleichzeitig mitteilte, daß unsere Bundesbehörde von den besten Absichten beseelt sei, daß sie es aber doch für klüger erachtet habe, in der Angelegenheit nichts zu unternehmen. — Gestehen wir es gleich ein, daß wir uns über das Resultat unserer Schritte keinerlei Illusionen hingaben, und daß wir sie vor allem deshalb unternommen hatten, um unsere Gegenwart und unsere Lebenskraft wieder einmal denen ins Gedächtnis zu rufen, die sich durch die bequeme Ausflucht schützten: da die schweizerische Bevölkerunng nicht frauenrechtlerisch sei, könne der Bundesrat nicht beim Völkerbund als Beschützer der Frauenbewegung auftreten. . . . Die Tatsache aber, daß man uns überhaupt geantwortet hat, bedeutet im Hinblick darauf, daß uns Herr Motta im Dezember bei unserer Eingabe an die schweizerische Delegation ohne jede Empfangsbestätigung ließ, bereits einen ungeheuren Fortschritt."

Schweiz.

Eine Osterbotschaft

zweifelhafter Güte hat Frankreich am Samstag vor dem Auferstehungsfest dem Bundesrat in Bern überreicht: eine Note, die bestimmt, bündig, diktatorisch der Schweiz mitteilt, daß die französische Regierung in der Zonenfrage „ihre Handlungsfreiheit zurücknehmen" und nicht weiter über das Thema zu diskutieren gedenke, daß sie im Gegenteil der Kammer einen Gesetzesentwurf vorlegen werde, der die baldige Verlegung der Zollgrenze an die politische Grenze ermögliche. Von einem Schiedsgericht, wie die Schweiz es in der streitigen Frage vorgeschlagen, könne keine Rede sein. Selbstverständlich fehlt in der Note weder der Hinweis auf die „aufrichtige Freundschaft", noch auf die „versöhnlichen Gefühle", welche die französische Regierung gegenüber der schweizerischen empfinde. Man hat einige Mühe, daran zu glauben. Daß Verträge, Versprechen, Abmachungen bei Kriegsausbruch nichts gelten, war eine bittere Erfahrung jener Tage; heute aber, wo Versuche einer friedlichen Völkervereinbarung die Hoffnung der ganzen Menschheit neu beleben, heute berührt uns die Tonart der französischen Note nicht allein schmerzlich, sondern peinvoll überrascht erkennt man des neuen, welch unheilvollen Einfluß ein sogenannter „glücklicher Sieg" auf die Denk- und Anschauungsart eines Volkes, d. h. dessen Führer, ausüben kann. Peinlich berührt einem die französische Zuschrift vor allem auch deshalb, weil sie in einer unfeinen Art versucht, die Schweiz ins Unrecht zu versetzen, das heißt, ihr die Schuld am Scheitern der Verhandlungen zuzuschieben, allein aus dem Grunde, weil die Schweiz nicht von der rechtlichen Basis der Verhandlungen abweichen wollte. In der Aufgabe der freien Zonen Hochsavoyens, jenes vielangefochtenen Nationalratsbeschlusses, haben sich die schweizerischen Behörden zum mindesten den Vorwurf der Unnachgiebigkeit gegenüber Frankreich nicht verdient! Genf, dem seine freie Zone für die Zufuhr von landwirtschaftlichen Erzeugnissen usw. unentbehrlich scheint, sowie die ganze Westschweiz, ist von Frankreichs diktatorischem Vorgehen besonders schmerzlich überrascht, und der Bundesrat, sowie die nächstens tagende Bundesversammlung, werden sich die Frage überlegen müssen, ob mit einem Protest oder mit einem Appell an den Völkerbund der Sache gedient werden kann.

Feuilleton.

Die Kinderschule.

Roman von Leon Frapps.

14]

Heute morgen um dreiviertel neun hörte man im Spielsaal von der Straße herauf ein lautes Kindergeheul und dazwischen dumpfes Stimmengemurmel. Die Vorsteherin, die neben dem Schutzgitter saß und die für die Kantine eingegangenen Sous abzählte, wechselte mit Frau Galant einen fragenden Blick.

Seit einigen Minuten bereits waren keine Kinder mehr in der Schule eingetroffen. Der Zugang war wie abgeschnitten. Solche längere oder kürzere Pausen treten allmorgendlich ein, da der Kinderstrom durch allerlei Straßenwischenfälle aufgehalten wird: Streit zwischen Männern und Weibern, tobende Trunkenbolde, Hundegekläffe.

Heute trat deswegen eine Verspätung ein, weil ein Vater sein Töchterchen auf dem Wege zur Schule fortwährend mit Ohrfeigen und Püffen traktierte. Eine aus allen Ecken und Enden der Gegend herbeigelaufene Kinderschar bildete das Gefolge. Der Fall erregte großes Aufsehen.

Das geschlagene Kind, das mit einem heftigen Stoß in den Spielsaal geschleudert wurde, war Luise Guittardr. Seit acht Tagen" umgab ein schwarzer Trauerflor ihr Barett, und der Mann, der so roh mit ihr verfuhr, war — ihr zweiter Vater.

Ich nahm sie rasch beim Arm und führte sie zum Waschtisch. Das von Tränen benetzte und beschmutzte Gesicht des armen Leidensklämmleins war ganz geschwollen und wies an vielen Stellen blaue Flecke auf.

Die Kameraden kamen lärmend, lachend und aufgeregt hinter ihr drein. Sie konnten sich über den Vorfall noch gar nicht beruhigen und gaben in unverfälschtem Vorstadtton ihrem Mitleid oder ihrer Schadenfreude Ausdruck.

„Die hat aber ordentlich Haue bekommen — die Aermste —"

„Hast du's gesehen?"

Sie stellen ihre Körbe in der Nähe des Winkels nieder, in welchem ich Luisens Gesicht reinige. Einige, die immer angesichts einer Strafe oder Züchtigung voller Staunen sind, tragen selbst fürchterliche Spuren väterlicher Gewalt auf ihrem Gesicht.

Welch lehrreiche Aufzeichnungen könnte ich hierbei machen! Einen Kameraden schlagen zu sehen, ist eine Gelegenheit von größter Wichtigkeit; denn da äußert sich die wahre Natur, da bemerkt man, wie die Physiognomien sich vergrößern und schärfer ausprägen. Auf alle Fälle kommt es dabei unstreitig zum Vorschein, daß unsere alle Helden- und Siegerseele noch nicht tot ist; ich schließe das aus der Art, wie Bouvalot Julia Kasen bei den Haaren zieht. Es geschieht nicht aus Bosheit, sondern aus einem Ueberschäumen von Enthusiasmus.

Diese neuste Erregung hat sich auch den andern Kindern, die bereits in den Bänken sitzen, mitgeteilt. Sie recken die Hälse nach Louise Guittard hin, die Gesichter verziehen sich und nehmen ihren Straßenausdruck an. Auf den Gesichtern der Kleinen sehe ich bereits die stumpfsinnige, feige, wilde Gier der Menschen leuchten.

Frau Galant hat das Zeichen zum Singen gegeben — das einzige Beschwichtigungsmittel. Auch die Pädagogik hat etwas wie Inspirationen. . Ein schreiender Lobgesang entringt sich den Kehlen:

Ich wollt' an deinem Ehrentag mich selbst beglücken
Und, lieber Vater, deine Stirn mit Blumen schmücken —"

Bei mir indes erzielte die Erregung eine andere Wirkung; sie verletzte meine Beobachtungsgabe für die Erscheinungsformen der Häßlichkeit. Wie viel jammervolle Gestalten! Wie viel häßliche, entstellte Gesichter! Ich bemerke eine Menge Mädchen und Knaben, große, kleine und mittlere, deren Gesichter wahrscheinlich — jeder Vertrag ist hier ausgeschlossen — wohl erst durch Ohrfeigen und Püffe so mißgeformt worden sind. Welchen rohen Gewaltsamkeiten müssen diese armen Kinder seit ihrer Geburt ausgesetzt gewesen sein! Denn das Fleisch nimmt nach einem Druck oder einer Verschiebung wieder seine ursprüngliche Form an; nach Tränen zeigt sich wieder ein Lächeln. Wieviele Wiederholungen aber bedarf es, damit ganze Gesichtsteile für immer verzerrt bleiben, die Wange immer ihr geohrfeigtes Aussehen bewahrt, sich ein unveränderlich trauriger Zug in den Mundwinkeln des Kindes einnistet, so daß es, selbst wenn es lacht, mit Tränen zu kämpfen scheint. —

Aber es gibt noch Schlimmeres, als durch Zufall entstandene Mißbildungen! Diese Kindheit trägt auch noch tausend Kainszeichen der Entartung an sich. Da haben wir die kleine Doré mit ihrem schielenden Blick und anzüglichen Augen, die Opfer derselben alkoholischen Erbschaft. Sind die Augen nicht verzerrt, so sind es die Hüften. Wir besitzen eine ganze Sammlung solcher Kinder, die an Hüftverrenkungen leiden. Wir haben drei Hinkende, ohne Bival, den Verwachsenen, mitzurechnen: und was die mit englischer Krankheit Behafteten, die gichtisch Veranlagten, die Skrophulösen anbelangt, so sind sie kaum noch herauszufinden, da fast der ganze Bestand dazu zu zählen ist.

Ich konstatiere auch Aehnlichkeiten mit Tieren. Niele Kinder haben, wie Richard, ein altes, zutrauliches Affengesicht, dessen Heiterkeit sich immer durch tiefe Furchen ausdrückt. Wir haben Ueberfluß an Fischköpfen mit weichem Munde, an Katzengesichtern mit platten Nasen, an Ziegenböcken, an plattschädeligen Kaiuars, an windhundartigen Backenknochen, an herabfallenden Kinnbacken, die noch durch krankhafte Auswüchse verlängert sind.

Und wie merkwürdig sieht doch das Bübchen mit den abstehenden Ohren aus, das eben mit kreischender Stimme anzeigt:

„Frau Lehrerin, meine Lederschürze ist nicht neuwaschen."

Kleine Mädchen singen mit weit in den Nacken zurückgebogenem Kopf. Diese Köpfe gleichen denen Ertrunkener, ihre Gesichter denen von Toten, die unter heftigen Krämpfen und an Entkräftung die Augen geschlossen.

Zum Ersatz dafür wird kein noch so poetisch schönes Gemälde dem gleichen, das uns die niedliche, kleine Luise Guittard bietet, wenn sie mit dem etwas zur Seite geneigten Köpfchen, den Sammetaugen und den vollen Lippen aus heller, autumnaler Ueberzeugung in den Chorus mit einstimmt:

„Ich wollt' an deinem Ehrentag — —"

„Da könnte sich Libols gleich wieder eine Adresse notieren," bemerkte Frau Paulin, auf Luise Guittard deutend. (Frau Paulin sagt nur kurzweg: „Libols"; ich gabe es auch versucht, aber es geht mir nicht von den Lippen.) „Er tritt ja als Anwalt für mißhandelte Kinder auf und scheut sich auch gar nicht, die Eltern zu schulmeistern oder, wenn's not tut, sogar anzuzeigen."

„So, so. Also eine Art philanthropischer Polizei?"

Frau Paulin zuckte die Achseln.

„Das weiß ich nicht," gab sie zur Antwort, „aber denken Sie sich — er zeigt sie nur deshalb an, damit man mit einem vierpfündigen Laib Brot die Eltern am besten daran hindert, ihre Kinder totzuschlagen. — Dummheiten! Wenn das die Leute einmal wissen, dann werden sie ihre Kinder absichtlich mißhandeln. Er ist zu spassig, dieser Schulinspektor. Spricht er niemals mit Ihnen?"

„O Gott, nein."

„Mit mir spricht er. Sogar auch auf der Straße. — Und dann trage ich öfter Briefe von der Vorsteherin zu ihm; ich glaube, sie schreibt ihm wegen der ansteckenden Krankheiten. Eigentlich sollten Sie sie immer hintragen. Aber wissen Sie — Sie müssen nicht böse sein, ich kann nichts dafür — der Inspektor selbst wars, der zur Vorsteherin sagte: „Schicken Sie mir nur immer Frau Paulin, weil ich sie schon kenne." Uebrigens wohnt er ja in meiner Nähe in dem schönen, großen, neuen Haus gegenüber der Untergrundbahnstation. Wenn er zu Hause ist, trage ich ihm die Briefe stets hinauf. Ich brauchte es eigentlich gar nicht, ich könnte sie ja der Besteklieferin geben — aber nicht wahr — die Wohnung solcher Herren sieht man sich doch gern an? Würden Sie glauben, daß er ganz gesprächig sein kann? „Das ist aber schön von Ihnen, Frau Paulin," sagte er zu mir, „daß Sie herauftommen sind. Was darf ich Ihnen anbieten? Vielleicht ein Glas Bordeaux? Und wie gehts in der Schule? Vertragen Sie sich alle gut miteinander?" — „Besonders mit Rosa, Herr Bezirksschulinspektor," antwortete ich, „Rosa ist eine wahre Perle."

Weiß Gott, was diese alte Elster ihm alles vorgeschwatzt haben mag. Gewiß hat sie ihm auch die Geschichte von den fehlenden Broten in den Körben erzählt und von unserer Erfindung, welches hineinzuaubern. — Sie war gewiß etwas angeheitert. Was sie mir nicht alles von Herrn Libois berichtete! Er lief im Zimmer hin und her und schien alle Augenblicke etwas zu suchen; was er nicht finden konnte, dabei sah er aus wie ein Hund, den man auf die Pfote getreten. (Mein Gott! Er wird sich abgewandt haben, um zu lachen.) Er gab ihr die angebrachene Flasche Rotwein mit nach Hause, packte ihr eine Menge Biskuits ein, drückte ihr die Hände. Kurz, er be-

Ausland.

Die Weltlage

Die schönen Frühlingsfeiertage, in denen man sich so gern der symbolischen Gewalt des Auferstehungsgedankens hingibt, zeitigten in zahlreichen Ländern Ereignisse, die nichts mit kindlich-frommer Osterstimmung zu tun haben, vielmehr ein Wiederaufleben jenes traurigen Kriegsgeistes bedeuten, den vieltausendjährige Bemühungen und Erkenntnisse der Besten unter den Menschen noch nicht zu bannen vermochten. So lange Ungerechtigkeit, Unterdrückung, Ausnützung nicht schwinden, so lange wird auch der Geist der Armut, der Bitterkeit, der Empörung sich dann und wann in Ausschreitungen äußern, wie sie über die Ostertage in

Deutschland

zur Ueberraschung aller plötzlich aufloderten. Spielte sich vor Jahresfrist der Kampf zwischen regulären und irregulären Truppen im Ruhrgebiet ab, so ist heute besonders Mitteldeutschland Zeuge blutiger Taten. Zwischen Leipzig und Halle sind die Bahnverbindungen unterbrochen; Halle hat kein Gas; in Essen wird der Versuch eines Generalstreiks gemacht; in zahlreichen andern Städten, auch solchen, die im Reich zerstreut liegen, schleudern explosionsartig die Wogen des Aufruhrs hoch; bewaffnete Arbeiter bildeten „rote Truppen", die in blutigem Kampf von Polizeiorganen bekämpft und unschädlich gemacht werden sollen. Schon fielen unzählige Menschenleben Explosionen, Sturmangriffen, Besetzungen und Zurückeroberungen von Fabriken auf beiden Seiten zum Opfer. Besonders die Wiedereroberung der Leuna-Stickstoffwerke erforderte einen riesigen Kräfteaufwand. Die Reichswehr habe bis jetzt noch nicht tätig eingreifen müssen, wird berichtet. Aber trotzdem wird man sich kaum verhehlen können, daß die Lage ernster scheint, als sie anfangs angesehen wurde, und nicht ausgeschlossen ist es, daß die Aufruhrbewegung ihren Höhepunkt noch nicht überschritten hat. Natürlich wird als Sündenbock für die Untaten Rußland betrachtet, der „Wint" aus Moskau. Dieser Annahme kann eine gewisse Berechtigung nicht abgesprochen werden; es wäre denkbar, daß Rußland, das in seinem eigenen Innern von zahlreichen Gefahren umdräugt ist, um so mehr nach einer Stärkung seines Gedankens im Ausland trachtete. Doch abgesehen hiervon braucht man nicht in die Weite zu schweifen; die deutsche Bevölkerung hat genug Ursachen im eigenen Land, aus denen heraus man eine verzweifelte Stimmung begreifen, wenn auch ihre Taten nicht etwa gutheißen könnte. Die immer zunehmende Arbeitslosigkeit, die Sanktionen, die Trostlosigkeit und Aussichtslosigkeit der ganzen inner- und außerpolitischen Lage, die reaktionäre Haltung der Kaiser- und Königstreuen und Militärler, damit verbunden die Furcht vor einer Vernichtung der bisherigen sozialen Errungenschaften — das alles und noch viel anderes dazu ist recht wohl geeignet, nicht allein die Herzen mancher Deutschen mit Sorge für die nächste Zeit zu erfüllen. Wie weit die Hoffnung auf eine Wiederherstellung der „guten alten Zeit" auch an andern Orten gediehen ist, zeigt die abenteuerliche Fahrt vom Königssohn, der da auszog, nicht etwa zum heiligen Graal, sondern um zu einem erloschenen Königsthron zu pilgern. Seit dem Zusammenbruch der österreichischen Monarchie beherbergte die Schweiz

Kaiser Karl IV.

In Prangins, am Genfersee, hatte er mit der Kaiserin Zita und den Kindern eine Zuflucht gefunden. Nun hat sich aber der Kaiser in der Osterzeit aus der Schweiz, die ihm und seinen ehrgeizigen Plänen zum Gefängnis geworden schien, geheimnisvoll fortgemacht, reiste über Straßburg nach Wien und Budapest und hoffte, im ungarischen Reich mit offenen Händen empfangen zu werden. Seine Hoffnungen bauten sich auf „trügerische" Ratgeber, meldeten die ersten Berichte. Am Ende aber waren sie doch nicht so trügerisch, wie man zu Beginn dieses Theaterstückes annehmen durfte, denn als Horthy, der ungarische Reichsverweser, sein Mandat zugunsten des Exkaisers nicht niederlegen wollte und Karl tief enttäuscht nach der Grenzstadt Steinamanger zurückziehen mußte, geschah es alsogleich, daß sich eine beträchtliche Anzahl von ungarischen Truppen um ihn scharte, mit denen er nun den Thron seiner Väter mit einiger Wahrscheinlichkeit werde erringen können. Schon wird von der Ausrufung der Militärdiktatur in Ungarn gesprochen, und es scheint nicht ausgeschlossen, daß die Monarchie ohne Monarch — denn Ungarn hatte die monarchische Staatsform nicht verlassen — am Ende nicht ungern wieder einen königlichen Herrn begrüßt und anerkennt. Also nicht im Märchen, sondern im Jahr 1921 geschehen. Für die Schweiz hat die Angelegenheit noch eine besondere Seite: es ist in der Regel nicht üblich, königlichen Flüchtlingen das Konspirieren und Putsche-Anzetteln vom Land ihrer Zuflucht aus ohne weiteres zu gestatten, und ob Kaiser Karl, falls er es wünschen sollte, so leicht wieder in die Schweiz hineinschlüpft, wie er herausgekommen ist, hängt von der bundesrätlichen Beurteilung ab. — Wenig friedlich spielten sich die Osterereignisse ab in dem unglücklichen

Finnland,

das nach wie vor Zeuge blutig unterdrückter Aufstände und Anschläge ist, und auch in

Italien

schlugen sich Faszisten und Sozialisten wiederum manchen Kopf blutig, nicht zu reden von den Bombenattentaten, die in Theatern, öffentlichen Plätzen bald zu den täglichen Ereignissen gehören. — In

England

bereitet sich ein Bergwerkarbeiterstreik vor, und

Griechenland

beglückt die Spalten der Presse mit Kriegsnachrichten, die Erfolge gegen die Türken buchen und auf eine baldige Beendigung des „siegreichen" Feldzuges hoffen. — Aus

Rußland

werden die Nachrichten bestätigt, daß Lenin mit den russischen Mehrheitssozialisten zusammenarbeiten will, daß er einem Entgegenkommen gegenüber den russischen Kleinbauern, einer Verständigung zwischen Arbeitern und Bauern das Wort redete, daß die Sowjetregierung den freien Handel unter gewissen Bedingungen wieder einführen wolle, daß Vereinbarungen mit bürgerlich regierten Staaten nicht umgangen werden könnten, daß auf einen baldigen Sieg der Weltrevolution nicht zu rechnen sei — das alles sind Zugeständnisse, die auf eine friedlichere und hoffentlich auch für das ganze Russenvolk zuträglichere Richtung hindeuten.

Maeterlinck und die Frauen.

Von Dr. phil. Helene Stöcker.

(Schluß.)

In keiner anderen modernen Dichtung, so scheint mir, ist die Mission der neuen Frau, wie auch wir sie verstehen, schöner und reiner dargestellt worden.

So sieht Maeterlinck vor der Frau fast immer wie ein Liebender, ob er sie nun als die zarte, leicht verletzliche, demütige Seele faßt, wie in seiner Frühperiode, sie in selbstvergessener Hingebung als Geliebte, als Schwester, als Tochter sterben oder sie in seiner neuen Auffassung als Schaffensfrohe dem Schicksal trotzen läßt.

Nicht nur in Maeterlincks Dramen, auch in seinen philosophischen Schriften finden wir die Frau mit einer Hingebung und seelischen Vertiefung gezeichnet, die ihresgleichen sucht. Erfaßt man doch sein Wesen und seine Bedeutung für unsere Kultur schlecht, wenn man in ihm nur den Schöpfer träumerischer Dichtungen sieht. Er will mehr sein als ein Führer im Reiche der Kunst; er will vor allem ein Führer in der Kunst des Lebens sein. Er sagt das für einen Künstler unerhörte Wort: „Besser ein unvollkommenes Werk als ein unvollkommenes Leben." Mit diesem Bekenntnis steht er auch wieder der Eigenart der Frau nahe, deren Leistungen wohl auch immer mehr auf dem Gebiet des Lebens als auf dem abstrakter, objektiver Schöpfungen liegen werden. Auch in seinen philosophischen Schriften läßt sich der tiefe Wesensunterschied zwischen seiner alten und neuen Auffassung deutlich konstatieren. War es im „Schatz der Armen" noch die alte Demut der Frau, die ihn anzog, so treffen wir in „Weisheit und Schicksal" ein aktiveres Frauenideal. Sehr charakteristisch ist da zum Beispiel, was Maeterlinck über die von ihm sehr verehrte Schriftstellerin Emily Brontë sagt, deren äußeres Leben ohne jedes Ereignis dahinfloh. Diese Frau habe trotzdessen alles in ihrer Seele erlebt. Sie habe nie die Liebe kennen gelernt, nicht ein einziges Mal den wundersamen Schall der Schritte des Geliebten vernommen — und doch habe sie die Liebe gekannt. Ihr beschedenes Leben lehre mehr als ein Ding. Man solle es nicht denen zum Vorbild setzen, die Neigung zur Entsagung hätten; es würde sie irreführen. Es scheine ganz und gar im Warten zu verfließen und es habe nicht alle Welt das Recht, zu warten. Emily Brontë sei als Jungfrau von 29 Jahren gestorben — und man tue Unrecht, als Jungfrau zu sterben. Sei es nicht die erste Pflicht jedes Wesens, seinem Geschick alles darzubieten, was man einem menschlichen Geschick darbieten könne? Vielleicht habe ihr im Leben der Schwung gefehlt und sie die Aeußerlichkeit besessen, die sie in ihrem Denken verachtete.

In der Essaysammlung „Der doppelte Garten" schildert der Dichter sein Frauenideal, wie er es wohl in Georgette Leblanc gefunden zu haben glaubt. Diese Frau seines neuen Ideals besitzt alle Leidenschaften und Schwächen der Frau wie einen Schmuck und nicht jene erstorbene Vollendung, die alle Tugenden an sich hält, ohne daß ein einziger Fehler sie belebte. Eine Tugend sei nichts als ein Laster, das emporwachse, statt herabzusinken, und jede gute Eigenschaft nur ein Laster, das sich nutzbar zu machen verstehe. Wer dächte da nicht an Nietzsches Wort: „Du legtest dein höchstes Ziel deinen Leidenschaften ans Herz, da wurden sie deine Tugenden und Freudeeigschaften." Wie könnte die Frau die erforderliche Tatkraft haben, wenn sie des Stolzes und des Ehrgeizes bar wäre? Wie könnte sie ungerechte Hindernisse überwinden, ohne einen Vorrat von Selbstsucht, der den berechtigten Forderungen ihres Lebens entspricht? Wie könnte sie zärtlich und leidenschaftlich sein, wenn sie nicht sinnlich wäre? Wie gut, wenn sie nicht etwas schwach wäre? Wie wäre sie hochherzig, wenn sie nicht etwas unvorsichtig wäre? Und wie mutig, wenn nicht undesonnen?

Wie völlig aber Maeterlincks neue Frauenideal dem entspricht, was auch uns das Ziel unseres Strebens erscheint, geht daraus hervor, daß er meint, wenn man die Tugenden eines Mannes schildere, so zeige man ihn im Ringen, in der Tat; aber die, welche man an einem Weib bewundere, gingen bisher immer von einem unbeweglichen Vorbilde aus, von einer schönen Marmorstatue in einem Museum. Es sei ein inhaltloses Bild, aus schlafenden Lastern, trägen Leidenschaften, schlummernden Ruhmestitteln, passiven Bewegungen und negativen Kräften gewoben. Es sei keusch, weil es keine Sinne habe, gut, weil es keinem Menschen Schaden tue; gerecht, weil es nicht handle, gebildig und ergeben, weil es jeglicher Tatkraft entbehre. Verschönlich, weil es nicht die Kraft habe, zu widerstehen, treu und aufrichtig, demütig und ergeben, weil alle diese Tugenden im Leeren und auf einer Leiche leben können. Er erkennt mit uns die Haltlosigkeit und Gefährlichkeit eines solchen Daseins. Er weiß, daß, wenn dieses Bild sein Museum verläßt und ins Leben tritt, es dort zum treibenden herrenlosen Gute wird, wie alles, was nicht an der ringsum flutenden Bewegung teilnimmt. Es sei keine Tugend, einer schlecht gewählten oder moralisch erloschenen Liebe die Treue zu halten, einem beschränkten oder ungerechten Herren ergeben zu bleiben. Unschädlich sein, sei nicht gut sein; und nicht lügen, sei nicht aufrichtig sein.

Maeterlinck beweist das feinste psychologische Verständnis dafür, warum das Bild der alten Frau noch so viel reizvoller erscheint, und warum das der neuen noch so häufig abstoßend wirkt. Es sei leicht, ein Bild zu geben von der Entsagung, der Selbstverleugnung, Hingabe, jungfräulichen Scham, Opferwilligkeit und der ganzen verschwiegenen Schar der weiblichen Tugenden, die in den stillen Winkeln des Daseins sich ängstlich verbergen. Hier finde das Auge voll Rührung vertraute und durch die Zeit verblichene Farben, und das Gemälde sei durch sie immer mit schmerzlicher Anmut erfüllt. Dagegen, welches ungewohnte, undankbare Aussehen hätten jene anderen Tugenden, die hervortreten, die bestehen und darum kämpfen. Ein Nichts, ein rebellisches Löckchen, eine Falte des Kleides, die nicht an ihrem gewohnten Platze sei, eine Muskel, die sich spanne, läßt sie unliebsam aber verdächtig, anspruchsvoll oder hartherzig erscheinen. Die Frau habe so lange im Schatten geknitet, daß unsere Augen nur mit Mühe die Harmonie ihrer ersten Bewegungen zu erkennen vermögen, die sie stehend im hellen Lichte des Tages mache.

Wie Nietzsche, weiß Maeterlinck, daß man nur dann seinen Nächsten wirklich lieben kann, wenn man zuerst einmal sich selber auf eine weitherzige, gesunde Weise in vollkommener Art liebt. Die Selbstsucht einer starken hellsichtigen Seele ist von viel wohltätigerer Wirkung als alle Hingebung einer blinden und schwachen Seele. Ehe man für die anderen da ist, muß man für sich selber da sein; ehe man sich weggibt, muß man sich — selbst erwerben. Hätte man nicht die Lehre des Bergpredigers falsch verstanden, falsch interpretiert, so würde man vielleicht auch in ihr schon das gleiche Gebot finden. Heißt es doch auch dort, daß man seinen Nächsten lieben solle, wie man sich selbst liebt: man soll also auch sich selber in einer echten, starken Weise lieben. Die Entsagung, die man die Frau immer als höchste Tugend gelehrt hat, steht bei einer solchen Betrachtung des Lebens minder tugendhaft als. Die Entsagung ist gut und notwendig bei unvermeidlichen Arten des Lebens; aber auf allen Punkten, wo Kampf möglich ist, besteht die Entsagung nur aus Unwissenheit, Ohnmacht oder verhehlter Faulheit. Die Welt sei voll von Schwachen und edlen Seelen, meint Maeterlinck, die sich einbildeten, das letzte Wort der Pflicht läge im Opfer. Die Welt sei voll von schönen Seelen, die, weil sie nichts Besseres zu tun wüßten, ihr Leben zu opfern trachteten, und dies werde dann als die höchste Tugend angesehen. Die höchste Tugend aber sei, zu wissen, was man tue, und wählen zu lernen, für was man leben könne.

Wählen zu lernen, für was man leben könne: das ist eine Aufgabe, die besonders eindringlich den Frauen ans Herz gelegt werden muß. Alle, die nach diesen Geboten zu leben versuchen, werden erfahren, welche Macht in uns selbst liegt, unser Leben zu gestalten. Und die königliche Freiheit eines solchen Lebens wird nicht nur das Leben der Frau, sondern auch das der anderen, der Allgemeinheit, verklären. Die Menschheit rückt immer nur um so viel weiter vor, als in ihr mehr Persönlichkeiten sich entwickeln, die sich zur sittlichen Selbstbestimmung durchgerungen haben. Daß dieses Ausreifen zur Selbstverantwortlichkeit dann für die Frau besonders auf dem Gebiet von Liebe, Ehe und Elternschaft zu einem ganz neuen, viel tieferen Erfassen ihrer alten Besitztümer führt, liegt auf der Hand. Nicht mehr wird die Frau, wie früher, sich auch hier ihr Leben von fremder Hand einrichten lassen, um darüber vielleicht die tiefsten Pflichten gegen ihre Kinder zu versäumen, weil sie die furchtbare Wirklichkeit des Lebens gar nicht kennt, wie sie uns jetzt vielleicht ein wenig der Krieg vermittelt hat — jedenfalls vermittelt haben sollte.

Nun wissen wir, daß unendlich vieles, wenn auch nicht alles, in unsere eigene Hand gegeben ist. Mit dieser Erkenntnis, daß wir das Schicksal zwingen können, ist aber auch eine neue Pflicht auf uns gelegt. Wir dürfen nicht mehr die Hände in den Schoß legen und untätig zusehen, wie sich unser Schicksal und das der Menschheit gestaltet. Wir haben die heilige Pflicht, nun in jedem Augenblick danach zu ringen, daß sich unser Schicksal, das Schicksal unserer Nächsten wie der Fernsten, das Schicksal der Menschheit überhaupt, so gestaltet, daß es „wert wäre, ewig gelebt zu werden".

Jeder, der versucht, aus seinem eigenen Innern die Kraft zu holen, mit der er das Leben bezwingt, wird spüren: hier ist die eigentliche Quelle menschlicher Würde wie menschlichen Glückes. Wir glauben, daß gerade auch für die Frauen jetzt die Zeit gekommen ist, sich dieses höchsten allein menschenwürdigen Glückes, wie es Maeterlinck predigt, immer bewußter zu werden, daß ohne diese bewußte ethische Mitarbeit der Frau der Aufstieg aus dem Abgrund von wirtschaftlichem Elend und seelischer Verlorenheit, in die uns der Krieg gestürzt hat, überhaupt nicht denkbar ist.

—0—

Frühling in Ascona.

Ich habe hier keinen einzigen Kurgast gesehen, so einen richtigen Kurgast, wie man ihn sonstwo antrifft. Warum wohl auch? Sind die träumenden Pfade zwischen den niederen Steinmauern zu einsam, die Steinstufen, die auf die Coline San Michele führen, zu ausgetreten und kantig und die Wege zu den schwarzen Bergen, zu deren Fuße das verlassene Hotel des Monte Verita schlummert, zu sehr von Dornen und Gestrüpp umrankt?

Grasfresser, richtige Strunwelpeter, Theosophen, Künstler, Sinnende, solche, die ein Stück Weges allein oder zu zweien wandern wollen, alle diese Typen finden sich hier zusammen und treten zwischen den landesüblichen Zoccoli das holperige, schmutzige Gestein der Dorfstraßen.

Aber Ascona liebt solche Menschen, sowie St. Moritz oder Davos ihre fashionablen Gäste lieben. Ein Hauch von Absonderlichem scheint in der Luft zu vibrieren, etwas ungemein Musikalisches hilft uns die Landschaft erfassen, ein Largo, ein Adagio, selten ein Alegretto. Was Wunder, daß ein jeder „straniero" dort von seiner verlorenen Heimat träumt. Schimmert nicht zwischen den Birken des Seestrandes die weite russische Steppe, sind dort nicht die satten Farben der Bretagne, sind wir nicht hoch im Norden in Friesland, an der Nordsee! — Abends scheint man den Sternen näher als anderswo, so riesengroß ist die Venus und so klar spiegelt sie sich im See, der irgendwo ganz tief unten so schwarz und samten zu liegen geruht.

Heute blüht alles dort unten. Veilchen und wieder Veilchen, Primeln, Mimosen und die sensitiven Kamelien. Wer kann noch an die Seele im Menschen zweifeln? Hier hat alles eine Seele, jedes Ding, jede Pflanze; das rosa Haus hat eine und das gelbe, und ich begreife, warum die Impressionisten diesen Ort nicht entdecken konnten. Ja, ja, unsere Städte haben alle Häuser, Bauten, sogar Altstädte usw. und wir betrachten sie mit unseren braunen oder blauen Augen, aber dort sehe ich außer Häusern, Bäumen, Seen, Bergen noch etwas anderes und das schaue ich wohl kaum allein mit meinen biologischen Augen, sondern ich sehe wie durch einen feinen Vorhang hindurch und hinter einem andern und manchesmal fühle ich dann das freundliche, sanfte Zunicken eines Dinges, das man begriffen hat. Ich glaube, hier könnte ein Maler sehen lernen und ein Denker fühlen und es will mir gar nicht verwunderlich scheinen, daß es gerade hier in Ascona ein Zentrum des mystischen Ordens der Rosenkreuze gegeben haben soll. Hie und da an einem alten Brunnen, an einer zerbröckelnden Häusermauer kann man noch ein Abzeichen des kosmischen Kreuzes entdecken.

Innige Mystik liegt in der Luft, wie die eines Fra Angelico, und unwichtigst den Ort wie eine leuchtende Glasglocke und darinnen duftet es Tag und Nacht nach Veilchen, und die Kamelien leuchten und der See rauscht und schimmert. Die Häuser stimmen in leisen Akkorden ihre Farben zu einander und die Weidenbäume verpuffen ihr rotes Buschgezweige wie Feuerwerk und dennoch ist alles so still und so wunderbar ruhig.

St. B. R.

---

nahm sich, wie wenn sie die besten Freunde gewesen wären. (Er wußte nicht mehr, wie er sich ihrer entledigen sollte.)

Für alle Fälle muß ich Frau Paulin zu bestellen geben, daß sie mich nicht mehr in ihren Weibertratsch einzumengen hat.

*

Kehren wir nun zu unsern Kindern zurück.

Auch der Wuchs, der Schnitt und die Anordnung der Haare, die bald zu tief in die Stirn, bald ganz zurückgekämmt sind, ist bezeichnend. Welche Geistesschätzeiten der Eltern offenbaren sich in der „Bonbrisur" der kleinen Mädchen!

Welche allgemeine Schwäche tritt nicht auch an den schwindsüchtigen, schmalen, unausgefüllten Waden zutage! Laurier verkümmerte Waden, die niemals stärker werden!

Gerade haben mir, wie um diese traurige Abhärtung zu verwollständigen, die ganz Kleinen, die sich auf ihren Bänken nicht ruhig verhalten konnten, Gelegenheit gegeben, das knochige, dünne Rückgrat zu betrachten, das mich lebhaft an magere Katzen- und Kaninchengerippe erinnerte. Allerdings — wir besitzen auch einige schöne Kinder, niedliche, runde, rosige, lebhafte Köpfchen. Die Lehrerinnen ergötzen sich zuweilen an diesen allerliebsten Dingerchen, die besonders niedlich sind, wenn man sie sich selbst überläßt. Dann plaudern sie mit sich, lachen und unterhalten sich allein, schlagen die Lippen aufeinander, machen boa, boa, boa! und lassen ihre süßen blauen Augen überall umherschweifen. Die Blicke streifen jeden Gegenstand bleiben aber nirgends haften.

Trotzdem ist und bleibt der Gesamtanblick ein trauriger: geradezu wie ein paar neue, mit allem Komfort ausgestattete Häuser wohl die an die Schule anarchisierenden Straßen zieren, der ganzen Gegend von Les Plairiers aber darum doch nicht ihr verdächtiges, schmutziges Aussehen nehmen.

Die Portieherin blieb den ganzen Vormittag über in ihrer Klasse. Ich hatte fortwährend mit den Defen zu tun, die keinen rechten Zug haben. Unmöglich, die Temperatur auf zehn Grad zu bringen, außer bei Frau Gallant im ersten Stock. In der Klasse Fräulein Bords erwarten nämlich die schlechtschließenden Ventilatoren an den Fenstern und der Tür, die zum Hof hinausführen, seit einem Jahr bereits den ausbessernden Handwerker.

Während ich so, mit einem Schürhaken bewaffnet, von einem Ofen zum andern wanderte, hörte ich nicht auf, die Mängel des Kindergärtchens herauszufinden. Welch moralischer Atavismus! Welch instinktive Entartung!

*

Sonntag besuchte ich meinen Onkel, da er mich in einem Fort, wenig liebenswürdigen Schreiben zu sich bestellt hatte.

„Ja, ja, ja einmal, was gibts denn eigentlich?" rief er mir, kaum daß ich die Schwelle betreten, entgegen.

„Was solls denn geben?" erwiderte ich erkannt. „Ich komme, weil Sie mir schrieben."

„Wie? Du weißt von gar nichts? Kannst mir nicht sagen, was das zu bedeuten hat? Man hat bei der Portiersfrau Nachfrage gehalten — ja, ja, reise nur deine Augen nicht so auf — und ganz besonders wollte man über Dich, dein Vorleben Genaueres wissen. — Kaviers! Du nun?"

„Vielleicht hat die Verwaltung —"

„Nein, nein! Die Verwaltung hat gar nichts damit zu tun. Es handelt sich hier um eines jener Auskunftsbureaus, die in Familienangelegenheiten Nachforschungen anstellen."

„Das war mir aber denn doch zu viel. Der Onkel schien über meinen anständigen Lebenswandel im Zweifel zu sein, und ich sagte ihm ganz gehörig meine Meinung.

„Dieser Portierklatschereei will ich gar nicht näher auf den Grund gehen. — Was kümmert sie mich? —

„Und doch — ich weiß nicht — eine unerklärliche Unruhe wühlt in mir — das Geringste recht mich ohne jeden Grund gleich zu auf. —

*

Nun sitze ich wieder in meinem Zimmer. Wenn ich mir wenigstens Feuer hätte — ich wäre schon besser gelaunt. Meine geizige Petroleumlampe gibt mir ebenfalls nur sehr spärlich Wärme, und so fühle ich mich durchaus nicht behaglich.

In der Zeit, die ich brauche, meine fünf Treppen mühsam hinaufzusteigen, ist mein Essen abgestanden und geronnen. Wie gern hätte ich unten in der Garküche etwas Warmes zu mir genommen, doch ich kann mich an die Leute mit den Zuhältermanieren, der eklizen Gaunersprache, dem frechen Benehmen, an ihre Pfropfen und Brotkugelchen nicht gewöhnen.

„Ich habe noch nicht recht verdaut und kann mich daher noch nicht zu Bette legen. Soll ich noch hinuntergehen, um mir ein wenig Bewegung zu machen? Ich hätte wohl Lust dazu, aber ich fürchte mich. — Welche Erholung könnte ich auf der Rue des Plairiers? Der Boulevard von Menilmontant, wie überhaupt die ganze Gegend hier, mit ihren liefen Schatten, den hüttern, eiligen Menschenkinden und den Leuten mit dem schleichenden Gang, jenen verdächtigen Gestalten, die ohne Ziel umherstrolchen, bei jedem Schritte stehen bleiben, hin und da einen unheimlichen Blick von sich geben — diese Gegend ist gerade nicht der geeignete Ort, um mein schmerzliches Sehnen nach Güte, Schönheit und Liebe zu stillen. —

Ich schäme mich vor mir selbst, ich möchte einen Vorwand, etwas in der Schule vergessen haben — dann wäre ich noch hinuntergegangen. Sind aber einmal die Straßenlaternen angezündet, so treibt sich allerlei liederliches Gesindel umher. — Jedes junge weibliche Wesen wird mit Blicken von Lüsternheit oder Konkurrenzneid verfolgt. — Ich brauchte nur eilae Schritte zu machen, und ich würde mich von allen Seiten bedroht fühlen. Vor der finsteren Fassade des Schulgebäudes würde ich Weiber sehen, die tuchen, anspucken und auf- und abwandeieren.

Und gerade dort, unter der Fahne, vor den Ankündigungstafeln, wäre genau wie um elf oder vier, wenn unsere kleinen Schüler erwartet werden, dasselbe Trottoir wieder mit Frauen besetzt — fast dieselben Gesichter, dieselbe Kleidung. Brauche ich mich noch deutlicher auszudrücken? Unter den Frauen, die am Tage ihr Kind hier abholen, sind auch, glaube ich, einige, die sich nachts vor dieser selben Schule umherdrücken. —

Ist es wirklich nur die Neugierde, mich davon zu überzeugen, die mich hinauslockte — Nette Neugier! — Eher ist es meine unerträgliche Einsamkeit, die mich sittlich verdirbt! —

„Ich träumte oft von einem unerhörten Glück: von einem Kinde, das man des Abends nicht abholen käme und dessen Eltern nicht ausfindig zu machen wären. Das Kindchen würde ich zu mir nehmen, ihm zu essen geben, es zur Nacht warm betten, es lieben und verzärteln.

„Wie beseligend muß es doch sein, ein Kind in seinem stillen Heim herzen und küssen zu können, während draußen die geheimnisvolle, feindliche Nacht ihre schwarzen Fittiche um uns breitet!

„Inweilen schreien es alle Frühern meines Körpers laut, daß ich dazu geschaffen wurde, Kinder zu haben. Dann kommen mir, der von der Ehe ausgeschlossenen, dem entarteten Geschöpf, ganz gräßliche Ideen! Ich spitze mich auf einen unserer Kleinen, auf Ludwig Clairon — seine Mutter steht schon so „fertig" aus.

*

„Wer will mit mir gehen?" frage ich. „Wessen Mama soll ich sein?"

„Ich! Keines stürz sich in meine Arme!

„Und ich muß auch dies, wie so vieles andere, hinunterschlucken. — In der ersten Zeit pflegte ich mich des Abends mitten im Spielsaal, drei bis vier Bambinos gegenüber, auf eine besonders niedrige Bank unter einer Gaslampe niederzulassen und mit ihnen in kindlicher, naiver Weise zu plaudern. Dabei versucht ich meine Stimme mit den süßen, reinen Stimmchen der Kleinen möglichst in Einklang zu bringen.

„Sag mal, Leonischen," begann ich in weichem, melodiösem, zärtlichem Tone, „nicht wahr, wenn dich deine Mama jetzt holen kommt, geht ihr nach Hause, du setzt dich an den runden Tisch, und die Mama bringt die dampfende Suppe vom Ofen?"

Während ich in dieser Weise mit Leonie Gras, einem rothaarigen Mädchen mit einer Pudelfrisur, spreche, schüttelt sie mit ihren lachenden, schalkhaften Augen fortwährend verneinend den Kopf, wie ein Kind, dem man scherzend das Angebot macht: „Gib mir dein Zuckerzeug, ich gebe dir dafür eine Handvoll Kieselsteine."

Voll Verachtung bläst sie mir über die Nase, wie man eine Kerze verlöscht, und erklärt:

„O nein! Ich ese mit Mama in der Kneipe —"

Und das Kinn ein wenig vorschiebend, fährt sie fort:

„Nu ja. — Das ist dir nicht recht — du bist neidisch."

„So?" sage ich ganz verwirrt. „Aber wenn du gegessen hast, dann gehst du bald schlafen, nicht wahr?"

„O nein, dann trinkt Mama erst noch mit den Leuten, und ich lecke die Gläser aus."

Und wieder diese Kinnbewegung, die in der Sprache von Menilmontant so viel bedeutet wie:

„Siehst du, alles Haus, darauf warst du wohl nicht gefaßt?"

Nun wandte ich mich an den bleichen, hohlwangigen Bonjalot, der den Hals hoch in die Höhe reckte. Er mußte zur Strafe nachsitzen.

„Du hast doch deine Mutter sehr lieb, nicht wahr?"

Verneinendes Kopfschütteln.

„Wie? Du hast deine Mutter nicht lieb?"

„Ne, je haut mich." (Durch die Zahnlücke hindurch spuckt er, fast ohne die Lippen dabei zu öffnen, in weitem Bogen auf die Erde.)

„Aber deine Tante, die ich einmal gesehen habe — die hast du doch lieb?"

Verneinend Schulterbewegung.

„Je haut mich."

„Und deine große Schwester?"

Dieselbe Geste.

„Je haut mich."

Dabei hüstelt er und spuckt, und seine Miene ist so kaltblütig wie die eines Millionärs, der es bedauert, die Bitte, die man an ihn richtet, nicht gewähren zu können.

„Und deinen Vater?" forsche ich weiter.

„Der haut Mama. — Er wirft ihr Teller an den Kopf, und sie wirft ihm die Scherben wieder zurück."

„Und mich hast du auch nicht lieb?"

Stillschweigen. Er spuckt nicht mehr so weit. Und dann ein verstohlenes Nicken, ein heimliches, nur uns beiden verständliches, das wohl bedeuten mag, daß er für mich ein ganz klein wenig Gefühl hat.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Berner Oberland.

Es ist leider nur allzu wahr, daß gegenwärtig unser schönes Berner Oberland eine schlimme und kritische Zeit durchmacht, daß das Gespenst der Verarmung, des wirtschaftlichen Niederganges zu den Fenstern herein schaut und daß die Angst vor einer unsichern Zukunft viele junge Leute aufscheucht und sie aus den Tälern und von den Bergen der Heimat fort treibt in ferne Länder, zumeist hinüber nach Amerika, wo ihnen ein sichereres Fortkommen winkt. Um diese Abwanderung, die Landflucht der heimischen Bevölkerung einzudämmen ist man neuerdings mit Energie zu einer Förderung der Heimindustrie in den oberländischen Talschaften geschritten und als Frucht dieser Bemühungen finden gegenwärtig in verschiedenen Schweizerstädten (im Zürcher Kunstgewerbemuseum vom 18. bis 24. April) die Frühlingsverkäufe der Erzeugnisse dieser Heimarbeit statt, auf die die vorliegenden Zeilen die Aufmerksamkeit und das Wohlwollen der schweizerischen Frauenwelt lenken möchten.

Die Keime der oberländischen Heimarbeit liegen zum Teil weit in der Vergangenheit zurück, in jenen Zeiten, da die Bewohner dieser damals noch so abgelegenen Gegenden in tiefer Einsamkeit auf ihren Gehöften hausten und ihren bescheidenen Bedürfnissen durch den Betrieb einer kargen Landwirtschaft und durch Selbstverfertigung der Kleidung und der notwendigen Gerätschaften gerecht zu werden vermochten. Damals klapperten in den Häusern des Hasli die Webstühle, schnitzten sich die Leute der Seegegend die Milch- und Küfegeschirre, und so vermochte es die dünn gesäte Bevölkerung, sich solchermaßen schlecht und recht durchs Leben zu bringen.

Die Zeiten haben sich geändert. Die Bevölkerung ist dichter geworden, die Hotelindustrie hat die alten Lebensgewohnheiten zerstört und neue Bedürfnisse ins Land gebracht, und nun da sie versagt, ist es ein Ding der Unmöglichkeit, die Leute der Berge kurzerhand zu den Existenzformen der alten Zeiten zurückzuzwingen. Was bleibt da anderes übrig, als sich nach neuen Erwerbsquellen umzusehen, oder althergebrachte Anfänge von Erwerbsmöglichkeiten besser und zeitgemäß auszubauen.

Der erste systematische Ausbau einer alteingesessenen Hausindustrie hat im Lauterbrunnental stattgefunden, wo den Klöppelarbeiten, die zuerst nur für die beschränkten Bedürfnisse des lokalen Fremdenverkehrs gearbeitet wurden, zu einem beständigen Markt durch Sanierung der Produktionsverhältnisse und Errichtung von Verkaufsstellen in unseren Städten verholfen wurde. Gegenwärtig hat sich die Klöppelei in diesem Gebiete so entwickelt, daß nach der Schaffung eines ständigen Lagers fertiger Arbeiten eine lückenlose Bedienung des Marktes möglich geworden ist.

Die Erfolge der Heimarbeit im Lauterbrunnental waren derart, daß trotz des Krieges und dem Stillstand des Fremdenverkehrs die Armenlast der Gemeinden abgenommen hat. Diesem Beispiel folgen nun die andern Talschaften und die Gegenden am Brienzersee unter der Führung des „Vereins für Heimarbeit im Berner Oberland". Neben dem heute ausgebauten Verlag für Klöppelspitzen in Lauterbrunnen hat der Verein im Hasli ca. 90 Webstühle in Betrieb, und in einem dritten Verlag in Böningen werden Filets hergestellt. Die Produkte dieser drei Verlage werden in einem besonderen Verlag für Montage in Wilderswil zu verkaufsfähigen Artikeln, wie Taschentücher, Tischtücher, Vorhänge usw. verarbeitet, während ein Versuchsverlag für Holzschnitzereien in Ringgenberg nach neuen Arbeitsmöglichkeiten für die heute darniederliegende Holzschnitzerei sucht.

Eine eigenartige Heimindustrie hat in jüngster Zeit in Grindelwald Wurzel gefaßt, wo unter der privaten Leitung von Mme. de Meuron-de Tscharner von Bern die Herstellung von äußerst kleidsamen Blumen und Arbeitsartikeln für Kinder und Erwachsene nach dem Grundmuster des alten blauen „Burgunderkittels", oder „Hemdes" mit viel Geschmack und Erfindungsgabe betrieben wird.

Mit Ausnahme dieser Grindelwaldner Bestrebungen haben sich die oberländischen Heimindustrien zusammengeschlossen unter der Führung des obgenannten Oberländischen Vereins für Heimarbeit, der auf dem Boden der Gemeinnützigkeit entstanden ist und der seinen gemeinnützigen Charakter beibehalten hat. Er vermittelt gegenwärtig an ca. 800 Arbeiterinnen Material und Arbeit. Der Verein bestrebt sich, die Heimarbeit im Oberland ihre spezielle Eigenschaft als Füllarbeit der landwirtschaftlichen Brachzeit nicht verlieren zu lassen, da jede gänzliche Abhaltung von Arbeitskräften von der Landwirtschaft für das Oberland von schlimmer Wirkung wäre und den Bemühungen der bernischen Regierung, die gegenwärtig durch Errichtung von alpwirtschaftlichen Schulen etc. die Landwirtschaft im Oberland zu heben und zu festigen sucht, zuwider liefen. Im fernern sucht der Verein der Industrialisierung dieser Heimarbeit durch Veredlung der Technik durch sorgfältige Auswahl von neuen und originellen Mustern, durch Lieferung des besten Materials zu verhindern. Die Lohnverhältnisse sind heute im Gebiete dieser Heimarbeit derart, daß der Tagesverdienst einer darin beschäftigten Frau ungefähr einer Bezahlung gleichkommt, die sie bei einer Arbeit außerhalb des Hauses als Putzfrau, als Gelegenheitsarbeiterin verdienen würde. Die Heimarbeit verschafft ihr diesen Lohn, will sie aber gleichzeitig ihrer Familie und der Behausung des eigenen Bodens erhalten.

Die Bestrebungen des Vereins genießen die Aufmerksamkeit der bernischen Behörden; was ihnen zurzeit aber noch abgeht, ist eine wärmere und allgemeinere Anteilnahme des Publikums, das seinen Teil dazu beitragen sollte, unsere Bergländer vor Arbeitslosigkeit und Entvölkerung zu schützen, und das zu diesem Zwecke bei seinen Einkäufen die so gediegenen, geschmackvollen Erzeugnisse unserer fleißigen Oberländerinnen in vermehrtem Maße beachten und berücksichtigen sollte. A. L. G., Bern.

Der Blütenzweig.

Immer hin und wieder
Strebt der Blütenzweig im Winde.
Immer auf und nieder
Strebt mein Herz gleich einem Kinde
Zwischen hellen, dunkeln Tagen.
Zwischen Wollen und Entsagen.

Bis die Blüten sind verweht
Und der Zweig in Früchten steht,
Bis das Herz, der Kindheit satt,
Und bekennt: voll Lust und nicht vergebens
War das unruhvolle Spiel des Lebens.

Hermann Hesse.

—0—

Himmelsschlüssel, eine Legende!

In einer niedern Wirtschaft saßen eines Abends spät drei Diebe zusammen und tranken. Dabei erzählten sie sich, wie schon oft, und mit nicht allzu viel Deutlichkeit und Wahrheitstreue, von den Unternehmungen der vergangenen Jahre: Was sie alles gepackt hatten auf ihren Wegen, Listen und Schliche, die ihnen gelungen, dazwischen auch Geschichten aus den Gefängniszellen. Und dabei kam — ganz von selbst, ohne daß es einer gewollt hatte — mit einemmal die Rede auf den Tod und das Sterben. „Ach was," sagte der ärgste Dieb von den dreien, „Sterben ist nicht so schlimm! Im Himmelreich gibts Gold und Silber an allen Ecken. Man kann es nehmen und bekommt noch ein gutes Essen drein." Die andern zwei sahen daraufhin den Genossen, der das so ruhig dahin gesagt hatte, ganz verdutzt und dumm ins Gesicht, fingen dann aber an zu toll zu lachen, daß sie dabei fast den Tisch umgerissen hätten. „Du, du, kommst ins Himmelreich? na, wer sonst als du? Du Schelm! Du Dieb! Du gemeiner Betrüger und Lump du!

Der Kamerad war über ihr Gelächter zuerst eben so verdutzt, wie sie über sein Gerede von dem „In den Himmelkommen" gewesen waren. Als er sie aber recht verstanden hatte, ergriff ihn eine fürchterliche Wut. Er sprang auf und schlug mit dem Schemel, auf dem er gesessen hatte, so lange auf seine Diebsgesellen los, bis er selber samt dem Schemel umfiel und liegen blieb.

*

Der Dieb ist nicht wieder unter dem Schenktisch hervorgekrochen. Sein Leib ist in dieser Stunde gestorben, sein Geist aber machte sich voll Wut sogleich auf den Weg dem Himmel zu. Erst als er in der frischen Morgenfrühe über große weiße Wolkenberge emporstieg, wurde er nach und nach wieder ruhiger und schließlich wieder so gleichmütig und auf Schlimmes wie Gutes gefaßt als sonst auch.

Und so kam er unversehens, ohne viel Gedanken weiter, am großen, mächtigen, stillen Himmelstore an. Es war geschlossen, und weit und breit war keine Seele zu sehen, die Einlaß begehrt hätte: Der Dieb war der Einzige, der an diesem frühen Morgen da oben stand und nicht wußte, wie er hineinkommen sollte. Da auf sein Pochen nicht geöffnet wurde, begann er bald zu rütteln, zu poltern und zu brüllen. Aber nichts veränderte sich ringsumher, und kein Schlüssel drehte sich im Schlosse vor ihm. — Der Dieb fing am Ende an, dieses Schloß genauer anzusehen, wie es seine Gewohnheit war, wenn er vor Türen warten mußte. Er fand, es sei ein altes, aber nicht sehr verwickeltes Schloß, und mit einemmale fuhr er in die Tasche und fand auch noch richtig einen feinen Dietriche darin, die er gewöhnlich bei sich führte.

„Nun, wenn ihr mir denn nicht öffnen wollt, so muß ich es selbst versuchen," flüsterte er bei sich, und begab sich emsig an die Arbeit, nach allen Regeln seiner Kunst und mit seiner ganzen Kraft. Bald fühlte er, wie der Dietrich die Zapfen packte, und mit einemmale hoben sich ganz leicht und sacht und ohne Geräusch die großen Drücker im Schloß und das Tor tat sich auf.

Der Dieb aber erschaute auf einen Augenblick den ewigen Ort, vernahm das Flügelrauschen der unzähligen Engel, die in Reihen streng geordnet schwebten und doch mächtig sich bewegten. Fremder Schein und hoher Schwung von Tönen sowie ein starker Pfirsichduft brachen mit einem seltsamen diamantenen Feuer über die Seele des Himmelseinbrechers so stark herein, daß sie vergehen mußten und nur ein ganz Geringes davon übrig blieb, eben jener Blick, den sie gerade in das Einzig-Neue getan hatte.

Dieses Restchen Seele wurde von den erstaunten Engelchen vor Gott gebracht, denn wie sollten sie wissen, was mit diesem Geiste zu tun sei?

Gott der Herr hörte die Frage, zog nur um ein Weniges seinen Blick aus der großen Ferne zurück und sprach wie für sich selbst:

„Was die Ewigkeit erschaute, das darf ewig leben!"

— — — — — — — —

Ein Engel aber fand beim Schließen der Himmelspforte den kleinen Dietrich daran hängen, und da er ihn nicht mit in das wahre Reich hineinnehmen mochte, warf er ihn wieder auf die Erde hinunter, aber behutsam, damit er niemanden böse träfe, in ein einsames Wiesental hinab. Dort sank der Dietrich tief in den Erdboden ein. Weil aber doch auf dem Instrumentlein einmal Himmelsschein gelegen, und eines Engels Hand es berührt hatte, war es verwandelt worden, und wuchs aus der Erde hervor. Die Menschen nennen sie Himmelsschlüssel und hängt auch noch etwas von dem zartesten Pfirsichdufte daran.

Erna Sander.

Die Geschichte der englischen Kriegsdienstverweigerung

ist ein Wagnis. Ein Wagnis des Glaubens, das nur von Jugend erlebt, von Jugend gewagt wird. Und es gelang, wurde ausgeführt von Männern, die, vor kurzem vielleicht noch Schüler, die Zivilisation einer ganzen Welt in die Schranken forderten.

Herbst 1914: brutale Gewalt der Diktatur Europas. Der Militarismus, der großspurige, zerstörungswütige Tyrann, der jede Individualität mißachtet, vergewaltigt das Weltgewissen. Sogar von den Kanzeln tönt es: „Waffen — Tod!" Hoffnungslos scheint es, sinnlos, sich gegen die immer höher steigende Flut zu stemmen. Doch die geistigen und sittlichen Kräfte, die im Schoß jedes Volkes ruhen, brechen sich auch diesmal Bahn. Wieder ist es eine Frau, die den Anstoß gibt zu einer heroischen Tat, die den Stein zu einer umwälzenden Weltbewegung ins Rollen bringt. Lilla Brockway veranlaßt ihren Gatten Fenner Brockway, der heute als einer der mutigsten Führer der englischen Kriegsdienstverweigerer bekannt ist, in einem offenen Brief an den Labour Leader alle jene aufzurufen, die gewillt sind, sich der Aushebung zum Kriegsdienst (conscription) zu widersetzen. Niemand hatte vermutet, daß sich aus dieser Initiative jemals eine Organisation von der Stoß- und Taktkraft der Non-Conscription Fellowship (N. C. F.) entwickeln würde, der nach einjährigem Bestehen bereits 15,000 Mitglieder angehörten.

Die Geschichte dieser Fellowship ist eine Geschichte voller Leiden und unbeschreiblicher Martern. Militärbehörden und alle anderen Obrigkeiten, die gemeinsam mit den Weltbasardeuren um das Leben von Millionen von Menschen würfelten, ersannen teuflische Schikanen, grausamste Foltern, um diese aufrechten, gesinnungstreuen Menschen in die Knie zu zwingen, ihnen das Rückgrat zu brechen und sie zum Waffendienst zu zwingen. Nichts hat jedoch vermocht, ihren Glauben zu brechen, nichts konnte sie jenen Eid vergessen lassen, den sie ihrer Fahne geschworen, die die Unschuld trägt: „Du sollst nicht töten." Ihr Glaubensbekenntnis ist in wenigen, aber kraftvollen Worten niedergelegt. Es bildet das Programm der N. C. F. „Wir sind eine Organisation aller jener, die damit rechnen müssen, eingezogen zu werden. Wir lehnen den Kriegsdienst jedoch ab, da uns das menschliche Leben heilig ist und wir also nicht töten. Wir sprechen der Regierung das Recht ab, zu befehlen: „Du sollst Waffen tragen!" und werden darum alles daran setzen, die Einführung des Dienstzwanges in England zu verhindern. Sollte dieser trotzdem Gesetz werden, so werden wir — in vollem Bewußtsein aller Folgen — unserer Ueberzeugung und nicht den Gesetzen der Regierung dienen."

Ist das die Sprache von „Feiglingen", wie man die Kriegsdienstverweigerer immer wieder bezeichnet? Steht dieser Mut, der sich dem gefürchtetsten, dem „Kriegsgesetz", in vollem Bewußtsein der Tragweite einer Handlungsweise offen entgegenstellt, jenem Mut der Abertausende nach, die dem Tod entgegengehen, indem sie den Tod über Städte und Fluren sprengen? Es ist vielleicht die größte Tat dieser Jugend, daß sie an der altüberlieferten Terminologie einer Jahrtausende alten Welt gerüttelt und endlich Begriffe umgewertet hat, die, dem Kriegerischen Sprachgebrauch und Vorstellungskreis der Männerstaaten völlig verfallen, nun wieder Ausdruck des Ideenkreises gesitteter Menschen zu werden beginnen. Sind „Mut", „Tapferkeit", „Heldentum", „Unerschrockenheit", „Kühnheit" nur meß- und wertbar an „Tod" und „Todesgefahr", an „Blaukreuz" und „Flammenwerfer?" Die Erlebnisse und Erfahrungen der überzeugten Kriegsdienstverweigerer, der conscientious objectors oder C.O., wie sie in England kurz genannt werden, geben darauf die Antwort.

Bekanntlich besaß England damals noch keine Militärdienstpflicht und das ganze System war dem britischen Volke noch unbekannt. Immer nachdrücklicher aber wurden die Anträge, die Dienstpflicht betreffend, im Parlament debattiert, immer näher rückte das Gespenst der Einschreibung. Schon im Juli 1915 wurde die Gefahr drohend, doch mit ihr wuchsen auch Eifer und Anhängerschaft der Fellowship. Hatte man bisher geglaubt, nur religiöse Momente wären der Beweggrund für Kriegsdienstverweigerung, so erwies sich jetzt, daß der Organisation Tausende von Männern und Frauen zuströmten, deren religiöse, soziale und politische Anschauungen annähernd so vielfältig, so verschiedenartig waren, wie die religiösen, sozialen und politischen Anschauungen eines ganzen Volkes. Der religiöse Typ wurde durch die Quäker und andere Sekten vertreten, die meisten aber handelten aus sittlicher Ueberzeugung und aus politischen Motiven. Einige vertraten die Ansicht, daß jeder Krieg ein sittliches Unrecht und eine Vergewaltigung der persönlichen Freiheit bedeute. Andere fürchteten, daß das englische Wirtschaftsleben durch die Dienstpflicht gefährdet oder daß England sich durch ein solches Gesetz am Kriege mitschuldig machen würde. Wieder andere aber, die Sozialisten, gingen von der Ansicht aus, daß der Krieg von den Kapitalisten der Welt inszeniert und somit die Folge eines Systems sei, dem sie nicht dienen wollten. Natürlich verwischen sich die Grenzen zwischen allen diesen Gruppen, aber die Bedeutung der N.C.F. liegt darin, daß sich in ihr Tausende Angehörige eines Volkes aus den verschiedensten Motiven um eines gemeinsamen Zieles willen: der Kriegsdienstverweigerung, zusammenschlossen. Die Auffassung dieses Begriffes, seine Definition, war vielfältig wie die Motive, die seine Träger zum Beitritt veranlaßten. Einige verwarfen zwar das Töten an sich, waren jedoch zum sogenannten Nicht-Kampf-Dienst (non ombattant military service) bereit. Andere wollten überhaupt nichts mit dem Militär und seinen Institutionen, ob draußen oder daheim, zu tun haben, während eine dritte Gruppe sich verpflichtet glaubte, daheim am Hilfsdienst teilzunehmen. Alle aber waren bewußte und treue Mitglieder ihrer Volksgemeinschaft. Haben sie die Gesetze ihres Staates gebrochen, so geschah es aus der Ueberzeugung heraus, daß sie ihm so auf die beste Weise dienten.

(Schluß folgt.)

Künstler und Künstlerin.

III.

In den vorhergehenden Artikeln I und II war die Rede von dem Verlangen der Künstlerin, nach einer formalen und mehr äußerlichen Gleichstellung mit dem Künstler. Es handelte sich um Forderungen, die heute eigentlich Selbstverständlichkeiten sein sollten, wie die, aktive Mitgliedschaft der Künstlerin in der Gesellschaft schweizerischer Maler, Bildhauer und Architekten, ihre Mitwirkung in Jury, Kunstkommissionen usw. Mit andern Worten, es handelte sich um Vorurteile gegen die Frau als Künstlerin. Nun soll noch versucht werden, auf die Urteile über die Frau als Künstlerin, über die Kunst der Frau einzutreten, d. h. zur Frage Kunst und Künstlerin.

Die Künstler, wenn man sie auf die ungerechte Ungleichheit der Behandlung von Künstler und Künstlerin hinweist, antworten darauf entweder mit der allgemeinen Gedankenlosigkeit, „die Frau gehört ins Haus", womit sie ihrer Handlungsweise gewissermaßen ein erzieherisches Motiv unterschieben möchten; oder aber, sie sagen, wenn wir die Frauen z. B. in unseren Verein aufnehmen, so bekommen wir eine große Schar ganz minderwertiger Mitglieder, sozusagen Dilettantinnen.. Aus diesem Grunde werden beispielsweise in der Gesellschaft schweizerischer Maler, Bildhauer und Architekten insofern ganz logisch die Frauen einfach als Passivmitglieder zugelassen, was auch jeder Kunstliebhaber werden kann, der überhaupt noch nie Pinsel und Palette in der Hand hatte.

Dieser Behandlung gegenüber ist zunächst zuzugeben, daß der Dilettantismus bei den Frauen eine viel größere Rolle spielt, als bei den Männern. In einer gewissen Mittelschicht und Oberschicht unserer Gesellschaft gehört es zum Erziehungsprogramm, daß man nicht nur mit der Musik, sondern auch mit der bildenden Kunst sich beschäftigt. Diese Beschäftigung zunächst der jungen Mädchen ist oft recht oberflächlich, vielfach aber auch ziemlich gründlich. Es kommt da z. T. auf die Lehrer an, die oft Künstler sind, was leider noch keine Garantie dafür ist, daß sie diese an sich nicht unwichtige Aufgabe ernst nehmen. Das Resultat dieser Art Kunsterziehung ist zunächst, daß das Kunstverständnis der Frauen geweckt und entwickelt wird; man begegnet denn auch unter den Frauen der besitzenden Klasse verhältnismäßig häufiger als unter den Männern Personen mit Freude und Verständnis für die Malerei und Bildhauerei. Meines Wissens habe sich dann noch nie ein Künstler beklagt, wenn solche Frauen — es gibt ihrer mehrere in Künstlerkreisen sehr bekannte — ihm immer wieder Werke abkaufen und Aufträge erteilen. Die Frau als Käuferin, das muß gesagt sein, wird vom Künstler nicht verachtet, nicht zurückgestoßen, nicht zurückgesetzt sondern sogar dem Manne vorgezogen, der — nicht kauft. Sie wird höchstens ein wenig mehr gerupft, wenn sie nicht geschäftskundig ist, und mit einem Künstler zusammentrifft, der eine kaufmännische Ader besitzt, was auch zur Seltenheit vorkommen soll.

Weniger angenehm ist aber die andere Form des weiblichen Dilettantismus. Wenn nämlich die junge Dame aus irgend welchen Gründen — das können sehr verschiedene sein — dazu kommt, sich über die Backfisch- und Pensionszeit hinaus sehr aktiv mit der Kunst zu betätigen, ohne zum Künstlerberuf das Talent oder die innere Kraft zu besitzen. Das kommt auch beim Manne vor, weit häufiger aber bei den erwähnten Frauen. So entstehen dann, weil diese Frauen oft über viel Zeit, einige auch über einigen Fleiß verfügen, weil sie auch sich weniger allerlei Zerstreuungen hingeben, verhältnismäßig viel Dilettantismus, welche aus sich machen, was irgend zu machen ist und welche so die Grenze des Dilettantentums mit ihren Leistungen erreichen. Aus innern oder äußern Gründen treten dann manche schließlich in die Oeffentlichkeit, etwa auf Rat eines langjährigen Lehrers (Künstler), und die Jury der Ausstellungen hat die Aufgabe, zu entscheiden, ob es Dilettantenwerk oder Künstlerwerk sei.

Die aus Künstlern zusammengesetzte Jury, sagen wir des schweizerischen Salons, nimmt das Werk an. Dann glaubt die Dame natürlich, den Beweis ihrer Künstlerschaft in Händen zu haben, genau wie der junge Mann, der damit schon das Recht erwirbt, in die G. S. M. B. u. A. aufgenommen zu werden. Und doch trifft es für die Frau nicht notwendig zu und für den jungen Mann ebenfalls nicht; es mag damit auch der Fall eintreten, daß der junge Mann — der Künstler von Beruf, nicht dem Talent nach ist — nun Mitglied der G. S. M. B. u. A. wird, während die Frau, obwohl wirklich Künstlerin, dazu überhaupt nie gelangen wird

Immerhin, der auf die Spitze getriebene Dilettantismus ist bei den Frauen häufiger und bildet eine gewisse Gefahr; eine Gefahr für die Künstler, aber ebenso sehr oder mehr noch eine Gefahr für die Künstlerinnen, und schließlich — was das Wichtigste ist — für die Kunst überhaupt. Dieser Gefahr begegnet man aber sehr schlecht, wenn man in der Kunst unterscheidet zwischen Mann und Frau, anstatt zwischen Dilettantenwerk und Kunstwerk.

Ist Frauenkunst an sich schlechter als Mannskunst? Das wird in der Regel bejaht mit dem Hinweis darauf, daß alle großen bildenden Künstler Männer waren. Woher kommt dies, angenommen, es sei unbedingt richtig? Das ist nicht so leicht zu beantworten. Sicher ist, daß infolge widriger, hindernder Verhältnisse sehr mancher große Künstler nicht dazu kam, das letzte zu erreichen, was er seiner Begabung nach hätte leisten können. Und es will uns scheinen, daß heute noch und erst recht in früheren Zeiten die Frauen ganz allgemein sich in ähnlicher Lage befinden. Erst wenn diese Schranken fallen, wird auch die Kunst der Frau sich frei entfalten können, zur Bereicherung der Kunst überhaupt. Und dazu mitzuhelfen, ist namentlich auch Sache des Künstlers, wenn er nicht nur an seinen Ruhm und seinen Vorteil, sondern an die freie Entwicklung der Kunst denken will.

*

*

Der Vizepräsident der Gesellschaft schweizerischer Maler, Bildhauer und Architekten schreibt uns:

„Sie hatten die Freundlichkeit, mir Nummer 12 Ihrer geschätzten Zeitschrift zuzustellen; ich komme erst jetzt dazu, mich zu der beklaustifteten Stelle in „Künstler und Künstlerin" zu äußern. Nach dem Wortlaut unserer Statuten kann keine Künstlerin Aktivmitglied unserer Gesellschaft werden; soweit hat der Autor recht, er vergißt aber zu sagen, daß Künstlerinnen Passivmitglieder unserer Gesellschaft werden können und als solche (sobald sie die Bedingungen erfüllen: „Ausstellung in einer schweizerischen Kunstausstellung") sich an den Ausstellungen der Gesellschaft schweiz. Maler, Bildhauer und Architekten unter denselben Bedingungen beteiligen können, wie die Aktivmitglieder, die männlichen Kollegen. Absolut unrichtig ist es, daß Maler letzter Güte im jugendlichsten Alter ohne Schwierigkeiten eintreten können. Unsere Aufnahmebedingungen sind durch die Statuten festgelegt, sie verlangen Garantien von seiten des Bewerbers, außerdem sind die Sektionen angewiesen, auf das Strengste bei Zulassung von Kandidaten vorzugehen. Wir sind also nicht so egoistisch rücksichtslos unsern Kolleginnen gegenüber (wir zählen deren 22 in unserer Gesellschaft als Passivmitglieder), noch so leichtfertig in der Aufnahme der Aktivmitglieder, wie dies der uninformierte Autor schildert."

*

Kurz vor Redaktionsschluß kommt uns in derselben Angelegenheit noch eine Zuschrift von Herrn R. zu. Das Wichtigste daraus lautet:

„Der Autor schildert das Los unserer Kolleginnen als Passivmitglieder unzutreffend, dieselben haben den Jahresbeitrag als Passivmitglieder zu entrichten, der den doppelten Betrag des Jahresbeitrages der Aktivmitglieder ausmacht, dafür erhalten sie aber das Kunstblatt, welches wir jährlich herausgeben und welches den Aktivmitgliedern nur im Erscheinungsjahr und nur gegen Entrichtung von 20 Fr. erhältlich ist. Es hat dies mit dem Ausstellungswesen nichts zu tun, muß aber erwähnt werden. Unsere Kolleginnen werden nicht zu gewissen Ausstellungen eingeladen, sie dürfen auch nicht „eine geringere Anzahl von Bildern einsenden" usw., sondern sie genießen als ausgewiesene Kolleginnen dieselben Rechte wie die Aktivmitglieder: Sie haben das Recht der Beschickung unserer alle 2 Jahre stattfindenden Ausstellung mit der jeweils festgesetzten Zahl der Werke, welche dem Urteil der Jury, welche aus Aktivmitgliedern besteht, unterliegen. Die Werke werden ausschließlich auf ihren künstlerischen Wert hin geprüft, um das Geschlecht des Autors hat sich noch niemand bekümmert."

Kurze Nachrichten.

Fortschritte der Frauenbewegung in Spanien. Die spanisch-republikanische Partei hat einstimmig beschlossen, das Frauenstimmrecht in ihr Programm aufzunehmen.

Ein Kongreß weiblicher Pfarrer. Ein internationaler Kongreß von Predigerinnen hat kürzlich in Chicago stattgefunden. In 43 Kirchen der Vereinigten Staaten sind Frauen zum Pfarramt wählbar.

Der Scherenschnitt in letzter Nummer stammt von Irma Frischknecht-Schreiber.

Tessiner Sonnentage. Bei diesem Artikel sollen folgende Korrekturen angebracht werden: 1. Anstatt „Abbiamo burro, late — latte. 2. Sein ganzes Wesen war so königlich-wehmütiger Art — edelmütiger Art. 3. Auf einmal durchzuckte mich ein leises Erschrecken — heißes Erschrecken.

Redaktion: Frau Elisabeth Thommen.

Arznei und Stärkungsmittel zugleich

DR. WANDER'S MALZEXTRAKT

Rein, gegen Hals- und Brustkatarrhe
mit Jodeisen, gegen Skrofulose, Lebertranersatz
mit Kalk, für knochenschwache Kinder
mit Eisen, gegen Bleichsucht, Blutarmut etc.
mit Brom, erprobtes Keuchhustenmittel 50
mit Glycerophosphaten, gegen Nervosität.
In allen Apotheken erhältlich.

Ein Schwitzapparat (Trockenluft nicht Dampf) leistet jeder Familie unschätzbare Dienste. Gratisbroschüren durch **Gebr. Brodmann, Sitlingen 7, Baselland**
277

Togal ist rasch und sicher wirkend bei:

Togal — Gicht, Rheuma, Ischias, Hexenschuss, Nerven- und Kopfschmerzen.

Glänzende Erfolge eines 73-Jährigen.

Eines von den zahlreichen Anerkennungsschreiben:

Herr Baumschulenbesitzer Koppenhöfer in N. schreibt: „Mit besonderer Freude kann ich sagen, dass Togal ein rasch wirkendes Mittel ist und dass sich schon nach kurzem Gebrauch eine ausserordentlich günstige Wirkung bei mir zeigte. Dieses ist bei mir umso höher anzuschlagen, als ich schon seit mehr als 30 Jahren von sehr schweren Fällen von Rheumatismus am Knie heimgesucht wurde und für Badekuren etc. sehr viel Geld ausgegeben habe. Ausserdem bin ich jetzt im 73. Lebensjahre. Kürzlich machte ich eine 1½-stündige Fusstour nach meinem Weinberg ohne die geringsten Beschwerden. Früher musste ich hierzu stets einen Wagen nehmen."

Jeder, der einen Versuch mit „Togal" bei Rheumatismus, Ischias, Hexenschuss, Gicht, Schmerzen in den Gelenken u. Gliedern, bei allen Arten von Nerven- u. Kopfschmerzen, sowie bei Neuralgie macht, wird ebenso begeistert von „Togal" sein, wie Herr Koppenhöfer. Es gibt nichts besseres.

Togal-Tabletten sind in allen Apotheken erhältlich. **Preis per Packung Fr. 5.—** Chem.-pharmaz. Laboratorium Uster (Zürich), Zentralstrasse 5.

Kantonales Technikum Biel.

Fachschule

für Bautechniker, Maschinentechniker, Elektrotechniker und Elektromonteure. Lehrwerkstätten für Mechaniker, Uhrenmacher, Kunstgewerbe. Abteilungen für Eisenbahn- und Postbeamte. Aufnahmeprüfung, Dienstag den 26 April 1922. Anmeldungen bis 20 April an 329 **Die Direktion.**

ELCHINA

das stets wirksame Kräftigungsmittel nach Krankheit

zur Bekämpfung der Schwäche, Wiederherstellung des Appetites, des Schlafes, des allgemeinen Wohlbefindens und dadurch Erhöhung des Körpergewichtes.

Originalflaschen Fr. 3.75, Doppelflaschen Fr. 6.25 in den Apotheken.

Operationslose Behandlung

von **Frauenleiden** im **Kurhaus Wädenswil-Berg** ob Halde. Angenehmer, ungezwungener Aufenthalt, ausgezeichnete Heilerfolge. Prospekte und briefliche Auskunft durch **Frau Dr. med. Lucel-Purtscher.**

„Sennrüti"

DEGERSHEIM TOGGENBURG 900 M. ü. M.

Best eingerichtete Sonnen-, Wasser- und Diätkuranstalt. Erfolgreiche Behandlung von Adernverkalkung, Gicht, Rheumatismus, Blutarmut, Nerven-, Herz-, Nieren-, Verdauungs- und Zuckerkrankheiten, Rückstände von Grippe etc.

Das ganze Jahr offen.

Illustr. Prosp. **F. Danzeisen-Grauer. Dr. med. von Segesser.**

Davos **Hotel Pension Rose**

Gut geführtes **Schweizerhaus** in **schöner, sonniger und ruhiger Lage. Anerkannt gute Küche.** Mäss. Preise. Prospekt. 302 **O. ROSE,** Besitzer.

Lugano **Töchterpensionat Cunier**

Sprachen etc. Haushaltung Prospekte und Referenzen

CRESSIER (Neuchâtel)

Töchter-Pensionat Les Cyclamens.

Gr. schön. Besitztum in herrl. gesunder Lage, mit geräum. Garten. Gründliche Erlernung d. Französischen Vollst. Ausbildung in Wissensch., Kunst, Musik, Sprachen, Haushaltung. Sehr gute, reichliche Kost. Familienleben. Vorzügliche Referenzen. Illustr. Prospekte. 280

Müde

finden freundliche Aufnahme bei **Mme. G. Barrelet-v-Schulthess,** rue du Tilleuil, **St. Blaise;** ruhige Lage, gute Luft, Fr. 7.— bis 8.— Pension pro Tag. 285

Aerztliches Landerziehungsheim

Villa Breitenstein, **Ermatingen** am Untersee (Thurgau).

Behandlung und Erziehung nervöser, schonungs- und erholungsbedürftiger Knaben und Mädchen. Beliebte Ferienstation in herrlicher Lage. 271

Prospekt und Auskunft durch **Dr. med. Rutishauser,** Nervenarzt.

Hochschule für soziale Frauenberufe

Ecole d'Etudes sociales pour Femmes

von der Eidgenossenschaft subventioniert.

Rue Charles Bonnet 6 **Genf** (Genève).

Sommersemester: 11. April bis 9. Juli 1921. Theoretische und praktische Ausbildung für Sozialbeamtinnen, Kinderpflegerinnen, Leiterinnen von sanitären Anstalten, Haushaltungslehrerinnen, Bibliothekarinnen, Buchhändlerinnen, Sekretärinnen. — **Internat** mit Koch- und Haushaltungskursen nimmt Schülerinnen der Frauenschule und Haushaltungsschülerinnen in Pension. Programme (60 Cts.) und und Auskunft durch das Sekretariat. 2536

Kochkurse in Heiden.

Dauer je 6 Wochen **Beginn neuer Frühjahrskurse 4. April und 26. April.** Beste Gelegenheit zur Erlernung der guten bürgerlichen und feineren Küche, nebst Süsspeisen und Pâtisserie. Auch für Erholungsbedürftige angenehmer Aufenthalt. Prospekte und Referenzen durch **Frau Moch-Weiß,** Familienpension, **Heiden.**

Freundinnen junger Mädchen

Das Ferienheim

für erholungsbedürftige Frauen und Mädchen in der

„Krone", Ebnat

ist wieder eröffnet. Nähere Auskunft und Prospekte sind erhältlich bei der **Vorsteherin.** 265

Verkehrsschule St. Gallen

Fachabteilungen: **Eisenbahn, Post, Telegraph, Zoll** Kant. Lehranstalt unter Mitwirkung des Bundes und der Schweizer. Bundesbahnen. **Beginn der Kurse:** 25. April, morgens 8 Uhr. 1599

Programm auf Verlangen.

Was schätzen wir am Kaffee ?

331

Den Geschmack und die Wirkung

Er schmeichelt der Zunge
Er erzeugt Wohlbehagen
Er erfrischt Körper und Geist

In allen 135 Filialen ist neuer Kaffee erhältlich. Die Qualitäten entsprechen der Friedenszeit, die Preise sind nur unwesentlich teurer als im Jahre 1914

Größtes Schweizer Kaffeespezialgeschäft

„MERKUR"

Zentralbureau in Bern, Laupenstrasse Nr. 8.

Persil für Spitzenwäsche!

Bleichsoda „Henco"

„Flick- und Stopf-Apparat

„Doga" (gesetzlich) anerkannt und eingeführt in Schulen ist unentbehrlich für jede Hausfrau. Jedes Kind kann damit sofort genau und sauber flicken, sowie stopfen **Preis Fr 3.—**

Alleinvertrieb: ‚Le Producteur' Genf 5, rue St. Leger.

CITROVIN

ÄRZTLICH EMPFOHLEN

TUOR & STAUDENMANN, Schweizer Citrovinprodukte, Zürich

Blaudruck-Indiennes

Offerten und Muster durch

Trümpy, Schaepni & Co., Mitlödi 32.

Grosser Gelegenheitskauf

in **Löffeln, Gabeln** und **Messern, prima Qualität,** solange Vorrat reicht

Essslöffel, Alpacca	Dtz.	Fr.	19.–
Essgabeln, Alpacca	Dtz.	„	19.–
Tischmesser, Alpacca	Dtz.	„	26.–
Kaffeelöffel, Alpacca	Dtz.	„	17.–
Essgabeln und Messer mit Ebenholzgriffen (schwarz), per 1 Dtz. (total 24 Stück)		„	28.–
Messer allein	Dtz.	„	18.–
Essslöffel, Aluminium, fein poliert	Dtz.	„	4.–
Essgabeln, Aluminium, fein poliert	Dtz.	„	4.–
Tischmesser, Aluminium, fein poliert	Dtz.	„	12.–
Kaffeelöffel, Aluminium, fein poliert	Dtz.	„	3.60

Sämtliche Tischmesser mit Ia. Solingerstahl.

Versand per Nachnahme von ¼ Dutzend an. 89

C. Wolter-Moeri, La Chaux-de-Fonds.

Piano-Magazin Thayngen Kanton Schaffhausen

Wir liefern neue **Piano** in bester Qualität mit zehnjähriger Garantie, schon von Fr. 1380.— an bar.

Vorzüge: Leichter Anschlag, Glockenton, feinste Repetition 268

„Liebig"-Harmonium, 2 Spiel, 10 Reg., Eichen schon von Fr. 4'0.— an bar.

Ratenzahlung besondere Vereinbarung.

Eggli & Söhne, Klaviertechniker, **Thayngen**

Filiale Musikhaus Singen a. H. (Baden).

Das gesündeste Getränk!

Naturreiner und alkoholfreier

Süsser Most

von Gebrüder Luppinger Ober-Meilen

Preise bei kistenweisem Bezug franko Haus: 268

20 St. ½ Flaschen moussierend per Flasche 35 Cts.

20 Stück ½ Flaschen nicht moussierend per Flasche 55 Cts.

12 Stück 1 Liter-Flaschen nicht moussierend per Flasche 65 Cts.

4 Stück 5 Liter-Flaschen nicht moussierend per Liter 80 Cts.

Wiederverkäufer ermässigte Preise. Man verlange die Adresse des nächsten Depothalters.

Speiseöl

AMBROSIA

Ersatzlos weise man es energisch zurück!

Dieses feinste Naturprodukt macht sich bei den Hausfrauen immer beliebter Salat ohne jeden Beigeschmack

Emil Hürlimann, Abt. Ambrosia Wädenswil

Ia. Luftgetrocknetes Bündner Rindfleisch per Kg. à Fr. 18.—

Ia. luftgetrockn. Rippelspeck zum Rohessen à Fr. 9.— per Kg.

Ia. luftgetrocknete Salsiz à Fr. 1.20

Jog. Spieß, Churwalden 313 **Telephon Nr. 3.**

Ah! Herrlicher, anhaltender Veilchenduft erhalten Sie durch mein 314

Riviera-Veilchen-Riechbeutel

zum Parfümieren von Kleidern, Wäsche, Briefpapiere x **5 Beutel** zusammen franko **Fr. 2.40.** Ferner **Riviera Veilchenhautcreme** der Hautpflege Stolz. Große Tube à **Fr. 1.50** durch **H. Bürchler, Baden 4.**

Hand-Arbeiten

Vorgezeichnet u. angefangen. Deckeli 50—95 Rp. Läufer 95 Rp. an. Divankissen Fr. 1.95 an. Ueberhandtücher Fr. 3.95 an. Wandschoner, Klammerschürzen usw. billig. Schönste Muster, bestes Material. Auswahlsendung ohne Kaufzwang **Walter Jörgens, Basel,** Feldbergstrasse 36, Lager 6.

Süße Orangen

10 Kg.-Korb Fr. 7.—, 100 Stück 8.80; **bitere Kostanien** 5 Kg.-Sack 4.50; **Feigen** 5 Kg.-Kiste 6.50; **Salami,** Ia. 5 Kg.-Postpaket Fr. 37.50 franko. 344

Achille Guidi, Lugano.

Occasion!

Ich versende solange Vorrat, gegen Nachnahme 305

Ia. reinleinen

Handtuch

50 cm breit zu Fr. 2.50 p Meter. Gefl. Muster verlangen.

W. Krähenbühl, Bern, Wattenwilweg 20.

Töchterpensionat „Languedoc"

Lausanne

Gegründet 1901. - Bewährte Methode. Gute Verpflegung. Preis Fr. 150.— monatlich. Näheres durch Direktor 323 **Pallaton.**

A. Hergert pat. Zahnarzt, Augustinergasse 23, Bahnhofstrasse 48, Zürich

Zahn-Atelier

Beste Zahnarbeit. Sprechstd. täglich. Sonn. Preis. Spezialität schmerzloses Zahnziehen „Pantoka".

Garten-Jahrbuch

(350 Seiten). Ein nützlicher Ratgeber für Obst- und Gartenbau, Kleinfarmbetrieb und Siedlungswesen, Schmuck- und Nutzgärten, sowie verwandte Gebiete, nebst unzähligen Ratschlägen und Rezepten für die Hausfrau, brach statt Fr. 15.— nur Fr. 5.50 **Postfach 17643 Wil,** St. Gall.

Charakter

Gemüt u. Tüchtigkeit aus der Handschrift analysiert wissenschaftlich. Analyse Fr. 3.—, Rückporto. 148

Grapholog. Institut, Basel 12.

Reformcorsets Hüftenformer

C. Meyer-Ernst

SOHN

Augustinergasse 48

ZÜRICH 1

Tupfenmull

(gewobene Plattstich), solide schöne Ware, geeignet für **Vorhänge Schürzen, Blusen** 2c. liefert meterweise direkt ab Fabrik zu äusserst günstigen Preisen. 343

Emil Völlmy, Trogen.

Verlangen Sie Muster!

Strickwolle

„Adler" p Doppelstrange Fr. 2.70
„Goldschaf" „ „ 3.80

Größere Bezüge billiger.

Marx-Herdmeier, Aiglisten.

Hausfrauen!

Recetin reinigt leicht schmutzige Kleider, Kragen, Hüte und Teppiche und Polstermöbel. **Kein Schwindel. Ueberall Händler und Hausierer gesucht. — Recetin-Versand Neftenbach** (Zürich) Preis 85 Rp. franko. 321

Kl. Lehrbuch für feines Tischdecken

Fr 2.50 auf Postscheck-Konto **München Nr. 2261. Luise Offenburger.** 294

Dauerhafte, wetterbeständige Türvorlagen

aus Leder zu à. 6, 7, 9, 10 Fr. aus Filz mit Ledereinfassung zu 5, 6, 7, 8 Fr., nebst Leder und Filzläufer versendet gegen Nachnahme **H. Broeft-Ziegler, Basel,** Rudolfstraße 25. 332

Abonnentinnen! Leserinnen!

Vergesst nicht, Euer Interesse auch dem Inseratenteil des „Schweizer Frauenblatt" zuzuwenden! Berücksichtigt ihn bei Euren Einkäufen! Beruft Euch auf den Inseratenteil des „Schweizer Frauenblatt" bei Euren Bestellungen! Veranlasst Eure Lieferanten im „Schweizer Frauenblatt" ständig zu inserieren

---

Resopon-Wund- u. Kinderpuder

in Kinderkliniken in ständigem Gebrauch, ist das bevorzugte, weil **wirksamste,** dabei vollkommen ungiftige

Einstreu- und Vorbeugungsmittel

gegen das **Wundsein** der kleinen Kinder. Grosse Spezial-Streudose **Fr. 2.—** in Apotheken (Wenn nicht erhältlich, wende man sich an uns).

Reso-Produkte A.-G., Zürich.

Dr. Krayenbühls **Nervenheilanstalt** „Friedheim"

Zihlschlacht (Thurgau). Eisenbahnstation Amriswil.

Nerven- und Gemütskranke. — Entwöhnungskuren.

(Alkohol, Morphium, Kokain etc.) **Sorgfältige Pflege.** — Gegr. 1891.

2 Aerzte. Telephon No. 3. Chefarzt **Dr. Krayenbühl.** 65

Privatfamilie im Tessin

nimmt einige junge Töchter auf zur Erlernung der ital. Sprache Tochter dipl. Lehrerin. 830

G. Spadoni, Ronchini d'Anrigeno.

Wäsche Stickereien

Beste Ausführung zu Fabrikpreisen. Verlangen Sie Muster

Damen-Hemden

mit Stickerei u. Einsatz die 8 St. Fr. 16.50; die 6 St. Fr. 30.—

Hosen

mit Stickerei Volant, geschlossen oder offen 3 Stück Fr. 12.—; 6 Stück Fr. 22.— franko gegen Nachnahme. 335

Maison de Blanc, St. Gallen.

Leder-Schuhnestel

gewöhnliche 60 cm lang, per Groß Fr. 8.—, feine englische Qualität, Kartons zu 12 Paar, 80 cm lang Fr. 7.50 in braun, Kartons zu 12 Paar, 90 cm lang, Fr. 8.— in braun.

Eisengarn-Schuhnestel

90 cm lang per Groß Fr. 6.—
80 cm lang per Groß Fr. 6.50

Otto Horber & Co., St. Gallen. 340

Frau Dr. F. in B.: **PAIDOL** ist nach meinen eigenen Erfahrungen als Mutter u. Aerztin f. schwächliche Kinder sehr nützlich u. fast unentbehrlich u. wird ausgezeichnet vertragen

---

RAS.

Beste Schuh-Crème

Für die feine Küche!

Der Riviera ff. Auslese, unvergleich in Qualität und Wert ist seit Jahrzehnten

„BRACK & EICH's" OLIVEN-OEL

Postversand durch die ganze Schweiz à **Fr 5.20** per Liter franko in Leihfl. von 2, 5, 10, 15 Liter Garantie-Zurücknahme bei Nichtkonvenienz. **Brack & Eich, Aarau.** Olivenölimport. Gear. 1880.

Handschriften-Deutung. Charakterskizzen 3, ausf. Charakterbilder Fr. 5.— gegen Einsendung des Betrages und Rückporto. 279

Dr. W. Bührig, Wolfgang bei Davos.

Hochaktuell

Wer sich für praktische Durchführung der 209

Verjüngungslehre

ohne Operation, ohne künstliche Mittel, von jedem Mann und jeder Frau anwendbar auf Grund altbewährter Erfahrungen, interessiert, verlange gratis und franko Prospekt für einschlägige Litteratur

A. Ott, Rütistraße 6, Zürich.

Ia. Halbwolldecken

liefert solange Vorrat gegen Nachnahme zu Fr. 11.60.

Postfach Transit 122, Bern.

Wanzen werden mit vertraglicher Garantie gänzlich ausgerottet. Sich wenden an **A. Marty,** Desinfektionsgeschäft, b. Haidenloch, **Aarau** 346